

Bücherschau

Einzelbesprechungen

Oliver Auge / Anke Scharrenberg (Hgg.), *Eutin im Barock. Kunst und Kultur am fürstbischöflichen Hof des 17. Jahrhunderts*, Kiel/Hamburg: Wachholtz 2021, ISBN 978-3-529-06540-8, 346 S., zahlr. Abb., geb. (= Eutiner Forschungen, Bd. 16), 39,- € (auch als E-Book).

Dieser Sammelband eröffnet einen detailreichen Zugang zur Epoche des Barock am Eutiner Hof im 17. Jahrhundert. Seine zwölf Beiträge erfassen ein breites Spektrum an Ereignissen und Prozessen aus diesem historischen Zeitabschnitt. Das weitverbreitete Lebensgefühl der höfischen Gesellschaft im Barock wird beispielhaft deutlich, das stets in der Spannung von herrscherlichem Absolutismus, Lebensfreude und dem Bewusstsein der Vergänglichkeit des Lebens stand. Grundlage des Bandes war das Arbeitsgespräch an der Eutiner Landesbibliothek am 25. und 26. Oktober 2019, das dort in Kooperation mit der Abteilung für Regionalgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel neue Eutiner Bezüge zum Barock entwickeln konnte.

Nach einer Einführung in das charakteristische Lebensgefühl im Zeitalter des Barock gibt Olav Mörke, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Kiel, einen dichten Überblick über die historische Entwicklung Eutins. Sie stand im Kreuzungsfeld militär-politischer Interessen auf der Cimbrischen Halbinsel, ausgehend vom Dreißigjährigen Krieg über den Großen Nordischen Krieg bis in die Auseinandersetzungen zwischen Dänemark, Schweden, Russland und dem Haus Gottorp mit all ihren dynastischen Verflechtungen. Danach stellt Oliver Auge, Professor für die Regionalgeschichte Schleswig-Holsteins an der Universität Kiel, die Entwicklung des fürstbischöflichen Amtes im Wandel vom Wahlamt zum Familienerbe zwischen dem Westfälischen Frieden und dem Reichsdeputationshauptschluss dar. Die Rolle und die Haltungen des Domkapitels sowie die vielfältigen Einwirkungen Dänemarks auf die Residenz Eutin werden differenziert abgebildet. Manuel Ovenhausen, studentische Hilfskraft der Geschichte und der evangelischen Religionslehre an der Universität Kiel, untersucht die Grablegungen der Lübecker Fürstbischöfe aus dem Haus Gottorp und leitet daraus Herrschaftsinzenierungen und den Wandel dynastischer Strategien ab. Susanne Petersen, Kunsthistorikerin und seinerzeit Kuratorin am Museum Schloss Eutin, stellt die Porträtsammlung im Eutiner Schloss vor und zeigt die Herrscherporträts dieser Epoche als wichtige Bestandteile höfischer Repräsentation, die sich an den jeweiligen europäischen Moden orientierten. Wolfdieter Schiecke, ehemaliger Vorsitzender des Freundeskreises Schloss Eutin, beschreibt drei kunsthistorische Objekte aus dem Schloss Eutin, nämlich das Antependium und zwei Ofenplatten, und deutet sie überzeugend als reformatorisches Bildprogramm aus der Zeit der drei ersten Gottorper Fürstbischöfe von 1588, 1623 und 1641. Sven Rabeler, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Uni Kiel, analysiert zwei Eutiner Chroniken auf ihre Quellen, Perspektiven und Intentionen: die von Friedrich Cogel aus dem Jahr 1679 und die von Alexander Molde von 1713. Dabei setzt er sich grundsätzlich mit den Herausforderungen städtischer Geschichtsschreibung und ihren Möglichkeiten auseinander. Silke Hunzinger, Kunsthistorike-

rin und Denkmalpflegerin beim Kreis Plön, geht der Geschichte des Eutiner Schlossgartens im Barockzeitalter von 1716 bis 1787 nach. Sie stellt seine historischen Hintergründe als Repräsentation fürstlicher Größe und als Inszenierung der Veredelung der Landschaft durch den allmächtigen Herrscherwillen im Absolutismus heraus.

Deert Lafrenz, ehemaliger Konservator beim schleswig-holsteinischen Landesamt für Denkmalpflege, widmet sich der detailreichen Baugeschichte des Eutiner Schlosses. Sie begann als obotritische Gauburg, erfuhr dann im 13. Jahrhundert als Burgbau der Lübecker Bischöfe zahlreiche An- und Umbauten sowie immer wieder auch Zerstörungen und erhielt schließlich unter Fürstbischof Christian August ihren barocken Ausbau durch die Hofbaumeister Rudolf Matthias Dallin und Johann Christian Lewon. Matthias Viertel, Musikwissenschaftler, Theologe und Direktor der Evangelischen Akademie Hofgeismar, zeichnet das vielseitige Wirken des Multitalents Johann Philipp Förtsch am Eutiner Hof nach. Er wurde 1692 als Leibmedikus unter Fürstbischof August Friedrich zum Vertrauten des Herzogs, schrieb zahlreiche Barockopern mit geistlich-religiösen Themen und biblischen Inhalten, war dann als Hof- und Justizrat wichtiger Politiker unter Fürstbischof Christian August, verfasste zahlreiche Kantaten und schrieb ein Werk zum Kompositionsunterricht. Ruth Albrecht, Theologin und Professorin für Kirchengeschichte an der Uni Hamburg, setzt sich mit dem pietistischen Ehepaar Petersen von 1680 bis 1688 in Eutin auseinander. Johann Wilhelm Petersen war Hofprediger und Superintendent unter Fürstbischof August Friedrich. Er und seine Ehefrau Johanna Eleonora führten ihr Leben bewusst im Gegensatz zur Sinnenfreude des Barock als Modell christlichen Lebens in der Hoffnung auf das baldige Eintreten des 1000-jährigen Reichs Christi auf Erden. Albrecht bewertet die Eutiner Zeit des Predigerpaares als Latenzphase in Vorbereitung auf ihr Wirken als radikale Pietisten in der kirchlichen Öffentlichkeit in Lüneburg. Rolf Schulte, ehemaliger Lehrbeauftragter für Fachdidaktik an der Universität Kiel, widmet sich anhand des „Edikts in Zaubereysachen“ von 1603 der Person von Fürstbischof Johann Friedrich. Das Edikt verbot sogenannte Wasserproben von Hexen, ließ Folter nur bei eindeutigen Indizien und mit „Augenmaß“ zu und schloss Hexengeständnisse anderer Personen zur Untersuchung aus. Johann Friedrich, der als heiterer Genussmensch und vitale Persönlichkeit voller Galanterie und Kunstsinn charakterisiert wird, war kein grundsätzlicher Gegner von Hexenverfolgung, versuchte aber die Verfolgung von Hexen auf die Rechtsordnung Karls V. von 1532 zurückzuführen. Die Folge, so Schulte, war die erhebliche Einschränkung von Hexenprozessen im Bistum, nicht jedoch auf Fehmarn, wo sich die dort geringer entwickelte Staatlichkeit gegen die bäuerliche Selbstverwaltung nicht durchsetzen konnte.

Der letzte Beitrag des Sammelbandes, der von Axel E. Walter, dem Leiter der Forschungsstelle zur historischen Reisekultur an der Eutiner Landesbibliothek, würdigt anhand der Beschreibung der Inthronisation von Fürstbischof August Friedrich 1666 die Festbeschreibung als höfisch-repräsentative Kunstform, die viele Formen und Autoren vereinigt habe. Er behandelt vier bedeutende Vertreter des literarischen Lebens in Eutin: den Hofprediger und Superintendenten Christian von Stöcken, den Kanonikus des Eutiner Kollegiatstifts Johann Georg Pellicer, den Lehrer an der Eutiner Lateinschule Friedrich Kogel und den Kanzleisekretär und Diplomaten unter Fürstbischof Hans, Christian Cassius. Er zeigt deren Wirken über Festgedichte, Kirchenlieder, Festpredigten und Gedichtsammlungen auf, aber auch in Schäferdichtungen und historischen Beschreibungen und geht ihren deutschen und europäischen Kontakten nach. Dieser Sammelband zu Eutin im Barock ordnet bisher noch wenig untersuchten Bereiche aus bildender Kunst, Malerei und Architektur, Historiographie, Literatur und Religion behutsam und differenziert in die Eutiner Politikgeschichte der Barockepoche ein. Dabei ist bemerkenswert, dass neben der unverzichtbaren Behandlung der Herrscher auch bürgerliche Einzelpersonen aus der Barockzeit aufgenommen wurden. Diese Sammlung liefert damit einen bedeutensamen Erkenntnisgewinn für die Geschichtsschreibung zu Eutin und seinen Hof, für den interessierten Laien ist er instruktiv und sehr gut lesbar. Die umsichtig ausgewählten Abbildungen mit einem sorgfältig ausgeführten Verzeichnis ergänzen dieses Buch wohlthuend.

Susanne Barth, *Wanderlehrer, Redner, Vortragende. Mobile Lehrkräfte und ihre Vorträge in der Volksbildung im 19. Jahrhundert*, Wiesbaden: Springer VS 2020 (zugl. Diss. Trier 2016), ISBN 978-3-658-29893-7, XXII, 657 S., Abb., kart., 64,99 € (eBook 49,99 €).

Susanne Barth hat mit ihrer Trierer Dissertation zur Geschichte einer bislang wenig beachteten Lehrergruppe eine umfangreiche Monographie vorgelegt, die auch unmittelbar für die oldenburgische Regionalgeschichte von Belang ist, da die Autorin in größerem Umfang Akten des Niedersächsischen Landesarchivs, Abteilung Oldenburg beigezogen hat. Die Darstellung setzt mit dem Zoologen Emil Adolf Roßmäßler (1806–1867) ein, einem „Volksbildner in demokratischer Absicht“ und später verfolgten Teilnehmer der Revolution von 1848/49, dessen „demokratischen und vermittlungsmethodischen Prinzipien“ wie auch seiner Biographie ein sehr breiter Raum gewidmet wird. Etwas unverbunden folgt eine Untersuchung des Deutschen Vortrags-Verbandes als „Teil des kaufmännischen Bildungswesens“ und weiterer kaufmännischer Vereine, die in dem Zusammenhang mit der Erwachsenenbildung des 19. Jahrhunderts standen, dann der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Für die oldenburgische Regionalgeschichte sind sicherlich zwei Abschnitte wesentlich, zum einen der über die Vorträge im Oldenburgischen Gewerbe- und Handelsverein, der allerdings nur wenige Seiten umfasst, dann zum anderen die breiter angelegte Analyse der Biographie Hermann Wempes (1862–1937), der im Kontext der Erforschung der Landesausstellung von 1905 von der Wissenschaft erneut entdeckt wurde (vgl. Udo Elerd, Hg., *Der Aufbruch Oldenburgs in die Moderne – Die Landesausstellung von 1905 = Veröffentlichungen des Stadtmuseums Oldenburg*, Bd. 48, Oldenburg 2005).

Susanne Barth kommt das Verdienst zu, die in der Geschichtswissenschaft teilweise wenig bekannte oder auch schon vergessenen Wanderlehrer wieder sichtbar gemacht und historisch eingearbeitet zu haben. Die Bedeutung der Wanderlehrer für die Wissenschaftspopularisierung wird deutlich herausgearbeitet. Für die hier in Frage stehende Landesgeschichte fordert die Lektüre zu weiterer Recherche auf, die in der regionalen Perspektive näheren Aufschluss über die Ursprünge der Erwachsenenbildung geben kann. Vordringlich ist hier neben den entstehenden Arbeitervereinen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an die landwirtschaftlichen Vereine zu denken, die es geradezu flächendeckend im Land Oldenburg gab.

Oldenburg

Joachim Tautz

Wolfgang Bockhorst, *Das Tafelgutverzeichnis des Bischofs von Münster 1573/74, Bd. 5: Die Ämter Cloppenburg und Vechta*, Münster: Aschendorff 2021, ISBN 978-3-402-15142-6, 507 S., 36 Abb., 4 Karten, geb. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Neue Folge Bd. 68), 49,- €.

Unter Tafelgut – auch Kammergut oder Kameralgut genannt – versteht man das Eigentum von Königen und Fürsten. Das Tafelgut der Bischöfe von Münster begegnet erstmals im Jahr 1217, als Bischof Otto nach vertraglicher Einigung mit dem Domkapitel die Verwaltung der Einkünfte aus den acht Amtshöfen Lohn, Haltern, Dülmen, Billerbeck, Warendorf, Beckum, Ahlen und Werne selbst übernahm. Hier findet sich für Münster auch erstmals die Bezeichnung „episcopalis mensa“ (S. 7). In den folgenden Jahrhunderten war dieses Tafelgut vielfältigen quantitativen und wohl auch qualitativen Veränderungen unterworfen sowohl durch Veräußerung (Verkauf, Verpfändung, Tausch) und territoriale Einbußen (v. a. Verlust der Ämter Delmenhorst und Harpstedt 1547) als auch durch Vermehrung (insbesondere Erwerbung der ravensbergischen Besitzungen 1252, Eroberung des Tecklenburger Nordlandes 1393/1400).

Die Vorlagen der hier zu besprechenden Edition entstanden im Zusammenhang mit der umfassenden Verwaltungs- und Justizreform, die Fürstbischof Johann von Hoya in der ersten Hälfte

der 1570er Jahre im Hochstift Münster durchführte. Im Frühjahr 1573 wurden die Rentmeister der neun oberstiftischen Ämter und der vier niederstiftischen Ämter aufgefordert, für ihren Bezirk ein Verzeichnis sämtlicher landesherrlicher Besitzungen und Gerechtsame – also aller Höfe, Kotten, Ländereien, Einkünfte und Dienste – zu erstellen. Es wäre im Übrigen zu prüfen, aus welchem Grund das von spätestens 1529 bis 1648/50 zum Hochstift Münster gehörende Amt Wildeshausen in der Einleitung unerwähnt bleibt.

Nachdem in den vergangenen Jahren bereits die 1573/74 entstandenen Tafelgutverzeichnisse einiger oberstiftischer Ämter ediert worden sind (Rheine-Bevergern 2014, Wolbeck 2015, Sassenberg und Stromberg 2017, alle drei hrsg. v. Leopold Schütte, Dülmen 2020, hrsg. v. Peter Illisch), hat nun Wolfgang Bockhorst 2021 mit Cloppenburg und Vechta die beiden das heutige Oldenburger Münsterland ausmachenden Ämter bearbeitet. Während für das Amt Cloppenburg das Originalverzeichnis in der Abteilung Oldenburg des Niedersächsischen Landesarchivs erhalten ist, liegt für das Amt Vechta lediglich eine Abschrift des verlorenen Originals aus der Zeit um 1640 im Archiv des Grafen von Galen zu Assen vor.

Die hier dokumentierten Güter und Rechtstitel dürften mehr oder weniger vollständig durch den Ankauf des ravensbergischen Besitzes 1252 (Amt Vechta) und die Eroberung des tecklenburgischen Nordlandes 1393/1400 (Amt Cloppenburg) in den Besitz der münsterischen Fürstbischöfe gelangt sein. Im Amt Cloppenburg konzentrierte sich der Besitz in der südlichen Hälfte; dies ist auf Grund der ausgedehnten Moorgebiete, die den Norden des Amtes weitgehend ausmachten, nur wenig verwunderlich. Im Gegensatz dazu verteilte sich im Amt Vechta der landesherrliche Besitz über den ganzen Bezirk, war hier allerdings im Nordwesten und im Süden doch auch auffällig dünner als in den anderen Gegenden des Amtes. Für den südlichen Bereich, das Gericht Damme, dürfte sich dies wohl aus der Konkurrenz mit den Fürstbischöfen von Osnabrück erklären, mit denen man sich hier nicht nur die Landesherrschaft (Kondominat), sondern auch die Zahl der Bauernhöfe teilen musste.

Der Aufbau der beiden Verzeichnisse ist durchaus unterschiedlich. Der Rentmeister des Amtes Cloppenburg hat sein Verzeichnis nach den Gerichtsbezirken des Amtes angeordnet, während der Rentmeister des Amtes Vechta die Einkünfte nach den Kirchspielen unabhängig von deren Gerichtszugehörigkeit aufführt. Spezielle Rubriken des Cloppenburger Verzeichnisses wie die landesherrlichen Mühlen, Zehnten, Zölle usw. finden sich im Verzeichnis des Amtes Vechta nicht. Ein Glossar (S. 449-455) sowie ein Index der Personen und Orte (S. 457-507) erleichtern die Benutzung der mustergültigen Edition erheblich; wünschenswert wäre allerdings auch ein Sachinventar gewesen, welches auch für Vechta spezielle Besitzungen wie Mühlen usw. ausgewiesen hätte.

Bereits der Rezensent der Edition des Tafelgutverzeichnisses für das Amt Rheine-Bevergern hat im Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte (Bd. 88, 2016, S. 415 f.) herausgestellt, dass es sich bei den Tafelgutverzeichnissen von 1573/74 um „höchst wertvolle Quellen zur Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte des Fürstbistums Münster“ und gleichzeitig um die ältesten Quellen dieser Art für das Hochstift handelt. Es kann hier nur zugestimmt werden. Es bleibt zu hoffen, dass baldmöglichst die in der Einleitung genannten Editionen für die in Bearbeitung befindlichen Ämter Horstmar, Meppen und Werne fertiggestellt sein werden und sich auch Bearbeiter für die Ämter Ahaas und Bocholt finden (S. 9). Ob für das Amt Wildeshausen, das ja von spätestens 1529 bis 1648/50 zum Hochstift Münster gehörte, ein Verzeichnis überliefert ist, wäre noch zu ermitteln. Für die jeweilige Orts- und Personengeschichte stellen die einzelnen Bände hochwillkommene Quellentexte zur Verfügung; erst die Summe der Verzeichnisse aber gibt aus landesgeschichtlicher Perspektive Aufschlüsse über die Territorial- und Wirtschaftsgeschichte des größten geistlichen Fürstentums des Alten Reichs.

Albrecht Eckhardt, *Spediteur, Kaufmann und Konsul Johannes Theodor Müller aus Brake (1864–1932). Sein Wirken als liberaler Politiker und oldenburgischer Landtagsabgeordneter 1905–1928*, Oldenburg: Isensee 2016, ISBN 978-3-7308-1334-8, 96 S., Abb., kart. (= Oldenburger Studien, Bd. 85), 14,90 €.

Albrecht Eckhardt, früherer Leiter des Staatsarchivs Oldenburg und zusammen mit Rudolf Wyrsh Herausgeber des biografischen Handbuchs zum oldenburgischen Landtag, hat nun die Biografie eines oldenburgischen Abgeordneten veröffentlicht. Monografische Biografien über oldenburgische Parlamentarier auf wissenschaftlicher Grundlage fehlen. Ein Zugang zur politischen Landesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ist dadurch bislang versperrt.

Johannes Müller wurde 1864 in Brake geboren und war dort als Kaufmann tätig. Bereits 1893 wurde er brasilianischer Vizekonsul. Er war in Wirtschaftsverbänden wie dem Handelsverein Brake, politisch im liberalen Parteienlager tätig und gehörte von 1923 bis 1932 dem Aufsichtsrat der Oldenburgischen Landesbank an. Von 1905 bis 1928 war er Landtagsabgeordneter. Müller ließ 1911 die ersten Betonsilos Europas bauen. Im März 1932 starb er in Badenweiler.

Eckhardt zeichnet die Stationen und vielfältigen Tätigkeiten detailliert nach. Die Biografie eröffnet damit auch einen Blick auf die Geschichte, insbesondere die Wirtschaftsgeschichte des oldenburgischen Unterweserraumes im frühen 20. Jahrhundert, der sich mit seinen Hafencities von den agrarisch geprägten und orientierten Teilen des Landes Oldenburg deutlich abhob. Liest man das Buch, wird deutlich, wieviel Informationen der oldenburgischen Landesgeschichtsforschung verlorengehen, wenn ihr weiterhin der Landtag und seine Abgeordneten terra incognita bleiben. Es ist zu wünschen, dass sich dieser Zustand – auch aufgefordert durch das vorliegende Werk – in der Zukunft ändern möge.

Oldenburg

Joachim Tautz

Peter Emmrich / Gert Oomen, *Dr. med. Wilhelm Heinrich Schüßler. Arzt aus Leidenschaft. Die Biografie*, Bielefeld: Fischer & Gann 2021, ISBN 978-3-95883-552-8, 360 S., zahlr. Abb., geb., 28,- €.

Biographien zu dem Arzt Wilhelm Heinrich Schüßler (1821–1898), so sollte man meinen, gäbe es bereits. Tatsächlich ist der Begründer der Heilweise Biochemie schon mehrfach porträtiert worden. Nach glorifizierenden Nachrufen und eigens verfassten Theaterstücken und dem heute selbst zu einer Quelle gewordenen Gedenkbuch von Hugo Platz zu Schüßlers 100. Geburtstag (erschienen 1921) wurden von Jürgen Ulpts 1988 und Günther Lindemann 1992 zwei eingehende Würdigungen verfasst. Sie alle genügen jedoch den Standards nicht mehr, die derzeit an eine wissenschaftliche Biographie gestellt werden. Nun versuchen der Arzt Peter Emmrich und der Historiker Gert Oomen zu Schüßlers 200. Geburtstag „auf Grundlage der wenigen überlieferten Quellen ein soweit wie möglich umfassendes Bild“ (S. 16) zu zeichnen. Dabei sollen der „damals wie heute umstrittene Mediziner“ und seine Heilmethode „zu Beginn der naturwissenschaftlich orientierten Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (S. 16) dargestellt werden.

Die Monographie gliedert sich in zwei Teile. Die ersten beiden Kapitel sind den „Vorläufern“ Schüßlers gewidmet, den Badeärzten bekannter Mineralbäder. Inwieweit Schüßler diese selbst so gesehen haben würde, sei dahingestellt. In einer für ihn schwierigen Situation bezeichnete er zwar 1887 seine Mineralsalze aufgelöst in Wasser als „Mineralwasser“. Doch distanzierte er sich spätestens 1891 in seinem Hauptwerk „Eine abgekürzten Therapie“ deutlich von dieser Aussage und dem Gebrauch von Mineralwasser. Immerhin wird an dieser Stelle der heute ebenfalls kaum noch bekannte Arzt Franz Xaver Mezler (1756–1812) vorgestellt. Die Verbindung zwischen Schüßler und dem süddeutschen Arzt, der neun Jahre vor dessen Geburt starb, erschließt sich jedoch nur bedingt. Gleiches gilt für den Exkurs zu der „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte“. Bereits in diesen Kapiteln wird auch auf die Arbeiten von Justus

von Liebig (1803–1873) verwiesen, die Schüßler selbst als entsprechende Quellen seiner Studien benannte. So erhält der Leser einen ersten Einblick in die Situation der Medizin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Im zweiten Teil des Buches wird der eigentliche Lebenslauf Schüßlers dargestellt. Der Ausbildung und dem Weg zur Zulassung als Arzt wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis sehr wichtig, dass es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch anderen Personen möglich war, ohne Abitur zu studieren (S. 118), da dies für Schüßler immer wieder negativ ausgelegt wurde. Hervorzuheben sind die Bemühungen, auch die Praxis Schüßlers soweit möglich sichtbar zu machen, wobei die verstreuten Angaben aus den Aufsätzen des Arztes zusammengetragen wurden. Neu im Vergleich zu den bisherigen Veröffentlichungen sind die Passagen, in denen die Überlegungen Schüßlers konkret zitiert aus den Werken seiner Ideengeber Jacob Moleschott (1822–1893) und Rudolf Virchow (1821–1902) gegenübergestellt werden (z. B. Kapitel 9.3). Dass sich neben Schüßler auch andere Homöopathen dieser Zeit mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen befassten und versuchten, diese mit der von Samuel Hahnemann (1755–1843) begründeten Lehre zu verbinden, wird ebenfalls aufgezeigt (Kapitel 9.1). Dieser Aspekt war bei den bisherigen Publikationen wenig beachtet. Unbestritten ist, dass Schüßler sich stets vom aktuellen Stand der Naturwissenschaft inspirieren ließ und versuchte, diesen in sein Gedankengebäude zu übernehmen. Das Streben und Ringen Schüßlers darum, eine Therapie zu entwickeln, die den Betroffenen half, wird anschaulich dargestellt, wobei man die nähere Auseinandersetzung mit Schüßlers eigentlichen biochemischen Schriften vermisst. Die Schlussbemerkungen fallen gegenüber den sonst sehr lebendig gehaltenen Schilderungen überraschend kurz aus (S. 309f.).

Insofern ist das vorliegende Buch eine gut zu lesende Publikation, die ein breites heutiges Publikum mit dem Begründer der Heilweise Biochemie bekannt macht. Dies ist sehr zu begrüßen, zumal die älteren Biographien nicht mehr ohne Weiteres erhältlich sind. Im Anhang werden drei Dokumente transkribiert, die in den bisherigen Publikationen nicht enthalten waren. Der Bildteil wertet die Publikation auf, zumal Abbildungen in sehr guter Qualität nachgedruckt werden konnten. Auch dürften nach der vorliegenden ausführlichen Darstellung am Bildungshintergrund beziehungsweise an der erforderlichen Qualifikation Schüßlers kaum noch Zweifel bleiben.

Für das geschichtswissenschaftliche Fachpublikum wäre aber eine kurze explizite Darstellung des Forschungsstandes sowie die kritische Beleuchtung der herangezogenen Quellen wünschenswert gewesen. In den Fußnoten kommt zwar immer wieder zum Ausdruck, dass die Autoren beispielsweise nicht jede Ausführung des historischen Romans oder des Theaterstücks von Hermann Meyer von 1931 und 1936 als historische Belege deuten, doch wird an anderen Stellen aus diesen Werken unkritisch zitiert oder entsprechend spekuliert (z. B. S. 124–125). Auffällig ist, dass neben dem umfangreichen Literaturverzeichnis kaum Verweise auf Archivbestände vorliegen oder ein gesondertes Verzeichnis der verwendeten Quellen erstellt wurde. So wurden den vorhandenen Biographien und weiteren Vorträgen „Hinweise (...) entnommen“ (S. 16), ohne die dort befindlichen Aussagen zu prüfen oder mit den entsprechenden Belegen anzureichern. Das ist schade, weil es den engagierten und ambitionierten Autoren so nicht gelingt, bekannte Schwächen dieser Werke zu korrigieren, oder sich sogar Fehler einschleichen. So hat Schüßler nie bei der Firma Madaus bestellt, die erst im 20. Jahrhundert gegründet wurde (S. 300). Es bleibt zu hoffen, dass sich unter dem Adressatenkreis des Buches jemand findet, der sich dieser Herausforderung annimmt und das beachtliche arbeitsintensive Projekt der beiden Autoren fortführt. Denn eine kritische Aufarbeitung von Wilhelm Schüßler, seinem Gesamtwerk sowie der Geschichte der Biochemie gerade im 20. Jahrhundert anhand der direkten Quellen unter Nennung aller Belege wäre zu wünschen.

Dirk Faß, *Der Tod kam aus den Wolken. Ahlhorn im Zentrum des Luftschiffkrieges 1915–1918. Nach wahren Geschichten von Dirk Faß*, Oldenburg: Isensee 2020, ISBN 978-3-7308-1741-4, 256 S., zahlr. Abb., geb., 16,90 €.

Nachdem Deutschland seit dem Herbst 1914 in die strategische Defensive geraten war und die britische Seeblockade zu wirken begann, entwickelte die deutsche Seekriegsleitung den Plan, mit ihren Marineluftschiffen, die vor allem zu Aufklärungswecken über Nord- und Ostsee gedacht gewesen waren, einen strategischen Luftkrieg gegen Großbritannien zu führen. Dort sollte die Rüstungsproduktion gestört und der Siegeswille der Zivilbevölkerung erschüttert werden, andererseits die Zuversicht der deutschen Bevölkerung bestärkt werden.

Dem heutigen Leser, der wahrscheinlich die Filmaufnahmen der *Hindenburg*-Katastrophe von 1937 irgendwann einmal gesehen hat, mag dieser Plan abwegig erscheinen. In der Situation der Jahre 1915 bis 1918 aber hatten Luftschiffe trotz ihrer hochentzündlichen Wasserstoff-Füllung einige wichtige Vorteile gegenüber Flugzeugen: Sie hatten eine viel größere Reichweite, konnten größere Bombenlasten tragen und vor allem stiegen sie bis 1916 viel höher und schneller als Flugzeuge, so dass sie von der feindlichen Abwehr nur schwer zu erreichen waren. Mit ihren leistungsstarken Funkgeräten vermochten sie Aufklärungsergebnisse zeitgleich über weite Entfernungen zu übermitteln, außerdem konnte ihr Einsatz von einer Befehlszentrale aus gelenkt werden. So wurden ab dem Frühjahr 1915 in Norddeutschland mehrere Luftschiffhäfen angelegt. Der Ort Ahlhorn wurde ausgewählt, weil er in einer leicht zu planierenden Heidelandschaft lag und bereits an das Eisenbahnnetz angeschlossen war. In der Nähe befanden sich keine auffallenden topographischen Merkmale wie Seen oder Flüsse, die über die Nordsee einfliegenden britischen Flugzeugen das Auffinden des Flugplatzes hätten erleichtern können. Andererseits war von Ahlhorn aus die Küste in einer knappen Flugstunde zu erreichen.

Der Autor hat keine analytische militär- und/oder technikgeschichtliche Abhandlung zur Geschichte des Flughafens verfasst, sondern eine lockere, zumeist unkommentierte Abfolge zeitgenössischer Berichte von Luftschiffoffizieren und Technikern kompiliert. Dazwischen eingestreut sind Rechercheergebnisse des Autors. Fotografien vermitteln einen Eindruck vom gewaltigen Ausmaß der Luftschiffe und der Ahlhorner Anlagen. Da Faß seine Quellen nicht nennt (was er wahrscheinlich deshalb nicht tun muss, weil die Urheberrechte bereits erloschen sind), bleibt nur die Vermutung, dass aus Publikationen aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg eine neue geschaffen wurde.

Der patriotische und kriegsbejahende Ton, in dem die Berichte überwiegend verfasst sind, wirkt nicht selten befremdend, manchmal sogar unreif. Bei gelegentlich ans Weitschweifige grenzenden Schilderungen von Exkursionen in die Umgebung, Kasinoabenden oder Autounfällen fragt man sich nach dem Sinn dieser Neuedition. Jedoch ist in den Einsatzberichten eine Fülle interessanter Schilderungen enthalten, wie schwierig und aufwändig das Bedienen und Steuern dieser schwebenden Riesen war und welche körperliche und mentale Belastung die manchmal tagelangen Einsätze in eisiger, dünner Höhenluft für die Besatzungen bedeuteten. Stürmisches Wetter, Navigationsfehler und technisches Versagen verursachten kaum weniger Verluste als die ab Ende 1916 immer effizienter werdende feindliche Abwehr. Trotz allem vorgetragenem Hurra-Patriotismus werden zwischen den Zeilen gelegentlich doch Todesangst, Zweifel am Sinn der Einsätze und Trauer über den Verlust von Kameraden spürbar. Die nächtlichen, meist grob gezielten Luftschiffangriffe vermochten dem Gegner Nadelstiche zu versetzen, entscheidenden Einfluss auf den Kriegsverlauf hatten sie nicht. Dennoch waren die Zeppeline in Deutschland sehr populär, auf den Britischen Inseln und in Frankreich aber gefürchtet.

Dem Autor kommt das Verdienst zu, einen fast vergessenen Aspekt des Ersten Weltkriegs und einen bedeutsamen Teil der Geschichte des Ortes Ahlhorn wieder in Erinnerung gebracht zu haben. Die Berichte der Zeitzeugen führen das Ausmaß des Mentalitätswandels, der sich in den vergangenen 100 Jahren in Deutschland vollzogen hat, überdeutlich vor Augen. Dennoch hätten ein Inhaltsverzeichnis sowie Orts-, Personen- und Sachregister dem Band nicht geschadet.

Norbert Fischer (Hg.), *Zwischen Wattenmeer und Marschenland, Deiche und Deichforschung an der Nordseeküste*, Stade: Landschaftsverband der ehem. Herzogtümer Bremen und Verden 2021, ISBN 978-3-931879-77-8, 216 S., Abb., geb. (= Schriftenreihe des Landschaftsverbands der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 57), 19,80 €.

Der vorliegende Band stellt die Publikation der Beiträge einer Tagung des Landschaftsverbandes Stade unter dem Thema „Deichgeschichte und Deichforschung in Norddeutschland, Ergebnisse – Felder – Perspektiven“ am 19. Oktober 2018 dar. In seinem Impulsvortrag zur Tagung skizzierte Bernd Kappelhoff die Entstehung und den Fortschritt des Forschungsprojektes „Geschichte der Deiche an Elbe und Weser“, das 1991 startete. Das Vorbild dieses Projektes war die von Jannes Ohling, dem Deichgrafen der Deichacht Krummhörn in Ostfriesland, angestoßenen Publikationsreihen „Die Acht und ihre sieben Siele“ sowie „Ostfriesland im Schutze des Deiches“. Sie bildeten die Plattform für Forschungen zur Deichgeschichte.

Die folgenden Tagungsbeiträge bewegen sich innerhalb der Chronologie der Deichgeschichte. *Landschaftsgeschichte vor dem Deichbau und die Beziehung zwischen Wattenmeer und Hinterland*. Der Deichbau wird im Beitrag von Hansjörg Küster als Einschnitt gesehen. Er steht für den Wechsel von Viehzucht zum Ackerbau. Die Viehzucht profitierte von einer jährlichen Überflutung des Landes, weil sie den Wuchs des Grases förderte und zu einer Anreicherung mit Mineralien führte, die für die Gesundheit des Weideviehs sorgte. Der kulturhistorische Beitrag von Otto Knottnerus thematisiert die Bedeutung des Wattenmeers. Während es in der Vordeichs-Epoche ein integrativer Teil des Landes war, wurde es durch die Deiche von dem Land getrennt und bildete eine eigene Sphäre. Knottnerus beschreibt den kulturhistorischen und ideologischen Hintergrund des Wandels.

Deiche und Deichforschung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Der Beitrag von Stefan Krabath beschäftigt sich mit den Ergebnissen der archäologischen Forschung hinsichtlich der Entstehung und des Ausbaus der mittelalterlichen Deichlinie. Der Ausbau der Deiche erforderte die Anwendung technologischer Erkenntnisse und Methoden. Gleichzeitig setzte er gesellschaftliche Entwicklungen in Gang, die die Mentalität der Marschenbevölkerung prägten. Der Beitrag von Norbert Fischer thematisiert diese Aspekte. Auch der Beitrag von Martin Döring setzt sich mit den Auswirkungen des Deichbaus auf die Bevölkerung hinter der Linie des Deiches auseinander. Der Deich war Teil der Lebensumwelt der Menschen und stiftete eine spezifische Identität. Dabei erfuhr er auch eine mythologische Überhöhung. Der Beitrag von Michael Ehrhardt analysiert die Organisation von Deichbau- und Unterhaltung. „Pfandbedeichung“ und „Kommunionsdeichung“ bilden nicht nur Schlagwörter, sie sind auch Antipoden, weil der Begriff der Pfandbedeichung die Verpflichtung des einzelnen Landbesitzers zur Deichunterhaltung umschreibt, während die Kommunionsdeichung eine Gemeinschaft in die Pflicht nimmt.

Zukunftsperspektiven im Klimawandel. Der durch die Emission des Treibhausgases CO₂ bedingte Erwärmung führt durch das Abtauen der Polkappen zu einer Erhöhung des Meeresspiegels, der den Ausbau der Deiche erfordert. Allerdings stößt er an Grenzen, was die Deichsysteme angeht. Der Beitrag von Michael Schirmer beschreibt das Szenario der Anforderungen an das Deich- und Entwässerungssystem am Zeichen des Meeresspiegelanstiegs.

Insgesamt spiegelt der Tagungsband den Stand der historischen, soziologischen und technologischen Forschungen zum Deichsystem wider. Damit gibt er Inspiration für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit dem „Gülden Band“ der Nordseeküste.

Emden

Rolf Uphoff

Norbert Fischer / Kai Wellbrock (Hgg.), *Die Entwicklung der Wasserwirtschaft im Elbe-Weser-Dreieck und im alten Land*, Siegburg: Papierflieger 2020, 180 S., zahlr. Farbabb., kart. (= Schriften der Deutschen Wasserhistorischen Gesellschaft e.V., Bd. 28), 29,- €.

Der vorliegende Band ist eine Publikation der Beiträge einer Tagung der Deutschen Wasserhistorischen Gesellschaft in Stade im Juli 2020, deren thematischer Schwerpunkt die Entwick-

lung der Wasserwirtschaft im Alten Land und im Elbe-Weser-Dreieck bildete. Dazu waren von den Herausgebern bereits im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts umfangreiche Forschungsarbeiten erschienen. Im Fokus der Tagung stand nicht nur die Deichgeschichte im Elbe-Weser-Gebiet, sondern auch die Entwicklung der Entwässerungssysteme und die Regulierung der Elbe, der Weser und ihrer Nebenflüsse.

Die Beiträge von Michael Ehrhardt und Norbert Fischer beschreiben die Landschaft im Bereich von Cuxhaven und der Insel Neuwerk in ihrer Prägung durch den Deichbau, durch Ufersicherungen und Sturmflutkatastrophen, die technische und organisatorische Innovationen des Deich- und Entwässerungssystems und der Uferbefestigungen förderten. Dabei war der frühmoderne Staat ein entscheidender Faktor, weil er die Organisation der Maßnahmen übernahm. Die ursprünglich für die Instandhaltung der Deiche und des Entwässerungssystems zuständigen Deich- und Siel-Genossenschaften wurden bis zum 18. Jahrhundert zu Instrumenten des Staatshandelns. Der Staat integrierte die Genossenschaften in eine zentrale Verwaltung der Deich- und Sielunterhaltung. Augenfällig wurde der Umschwung durch die Einführung der Kommuniionsdeichung anstelle der Pfandbedeichung, die jedem Grundbesitzer im Bereich eines Siel- und Deichverbandes die Deichinstandhaltung einer Deichstrecke (Pfand) auferlegte („Well nicht kann dieken, de mutt wicken“). Für die Sicherung des Landes gegen Sturmfluten mobilisierte der Staat die Ressourcen seines gesamten Territoriums.

Der Staat übernahm seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges auch die Regulierung der Flüsse, die wichtige Transportwege bildeten. Für eine prosperierende Wirtschaft waren die Unterhaltung und der Ausbau der Fahrwasser unabdingbar. Norbert Fischer zeigt dies in seinem Beitrag zur Befestigung der Insel Neuwerk mit ihrem Leuchtturm durch die Hansestadt Hamburg auf. Die Beiträge von Gunter Amonat und Dirk J. Peters zur Entwicklung der Wasserbautechnik illustrieren ebenfalls den staatlichen Einfluss. Sie beschreiben den zunehmenden Einfluss der wissenschaftlichen Forschung auf den Wasserbau. Der Beitrag von Matthias Bunzel beschäftigt sich mit dem Tourismus im Elbe-Weser-Gebiet, der die Wasserläufe und Schleusen für Bootsfahrer in den Fokus nimmt.

Der Tagungsband der Deutschen Wasserhistorischen Gesellschaft bietet einen Überblick über den Stand der Forschung bezüglich der Geschichte des Wasserbaus im Elbe-Weser-Gebiet. Die Konzentration auf diese Region war sicherlich dem Tagungsort Stade geschuldet. Dem Leser vermittelt der Band einen guten Einblick in die Entwicklung des Küstenschutzes in einer von dem Andrang des Meeres geprägten Region. Er regt zu weiteren Forschungen an.

Emden

Rolf Uphoff

Holger Frerichs, *„...in der Bevölkerung nicht populär...“: Franz Fritsch (1910–1973), der „Schindler von Bockhorn“*, Oldenburg: Isensee 2021, ISBN 978-3-7308-1760-5, 128 S., geb., 20,- €.

Der Autor Holger Frerichs, welcher engagiert mit zahlreichen Publikationen gegen das Vergessen der Gräueltaten des NS-Regimes kämpft, präsentiert hier ein weiteres wichtiges Werk, nämlich über den eher weniger bekannten „Schindler von Bockhorn“, Franz Fritsch. Fritsch, gebürtiger Berliner und gelernter Schneider, rettete unter Einsatz seines eigenen Lebens zahlreichen Jüdinnen und Juden während des Zweiten Weltkrieges das Leben. „Profitmachender Unternehmer einerseits – menschlicher Helfer andererseits – ein schmaler Grat“, so beschreibt Rabbiner Prof. Dr. Andreas Nachama Franz Fritsch im Vorwort des Buches. Damit fasst er treffend die Biographie eines vielschichtigen und durchaus unbequemen und widersprüchlichen Menschen zusammen. Frerichs präsentiert dem Leser einen akribisch recherchierten Lebenslauf, der jedoch auch viele Fragen aufwirft. Franz Fritsch wurde 1910 in Berlin-Wilmersdorf geboren. Er besuchte vom 6. bis zum 14. Lebensjahr die Volksschule und schloss 1928 seine Lehre zum Schneider ab. Schon als Jugendlicher engagierte er sich politisch in der SPD. 1932 emigrierte er nach Österreich, die genauen Gründe konnten jedoch nicht geklärt werden – und hier zeigen

sich zum ersten Mal Widersprüche auf. Denn er beantragte durchaus die Mitgliedschaft in der Nationalsozialistischen Bewegung. Bis 1939 lebte er unter anderem in der Schweiz und den Niederlanden. Von 1939 bis 1941 lebte und arbeitete er als Zuschneider in Danzig. 1941 bis 1945 war er leitender Angestellter eines Bekleidungsunternehmens in Krakau und hier begann auch sein Wirken als „Fluchthelfer“ für die jüdischen Arbeiter in den Fabriken.

Dadurch geriet Fritsch selbst in den Fokus des NS-Regimes und verbrachte von 1943 bis Kriegsende sein Leben in Gestapo-Haft und nach einer erfolgreichen Flucht ein Leben im Untergrund. Nach dem Krieg kämpfte er unermüdlich, aber vergeblich um Anerkennung beim Entschädigungsamt Berlin, da er durch sein Wirken unter anderem sein Vermögen verloren hatte und am Rande der Existenz stand. Von 1956 bis zu seinem Tod 1976 lebte Fritsch in Bockhorn, Landkreis Friesland, und betrieb die Gaststätte „Zum Grünen Wald“. Doch die Erlebnisse der Vergangenheit waren nicht spurlos an ihm vorbei gegangen: Zeitzeugen beschreiben ihn als gebrochene Mann. Anhand zahlreicher Originalquellen, wie Zeitungsberichten, einem eigens von Franz Fritsch verfassten „Tätigkeitsbericht[s]“ und zahlreichen Briefen und Formularen von offiziellen Stellen wird sein Leben detailliert nachgezeichnet. Nach seinem Tod kämpften diverse Organisationen und Einzelpersonen um die offizielle Anerkennung der Leistungen des Frank Fritsch, bis dato vergeblich. Aber dieses Buch und darin abgedruckte oder erwähnte Werke über Fritsch halten die Erinnerung wach, so z.B. die Broschüre vom Oldenburger Historiker Werner Vahlenkamp: Franz Fritsch, ein „unbesungener Held“ aus Bockhorn (1991). Ein Zeitungsbericht von 2020 zeigt, dass die Diskussion einer Ehrung von Fritsch weiterhin aktuell ist. Ein spannendes Buch über ein wichtiges Stück Zeitgeschichte, das dem Leser Raum für eigene Interpretation lässt und sehr zum Nachdenken anregt.

Oldenburg

Anke Haase

Sabine Graf / Gudrun Fiedler / Michael Hermann (Hgg.), *75 Jahre Niedersachsen. Einblicke in seine Geschichte anhand von 75 Dokumenten*, Göttingen: Wallstein 2021, ISBN 978-3-8353-3873-9, 408 S., 135 Abb., geb. (= Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs, 4), 29,90 €.

Für Traditionsbewusste im Oldenburger Land ist der 1. November 1946 kein positiv besetztes Datum. Mit der Gründung des Landes Niedersachsen vor 75 Jahren verlor das Land Oldenburg seine Selbstständigkeit, wurde ein Verwaltungsbezirk (bis 1978) und durfte nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes trotz eines positiven Bürgervotums 1975 auch kein selbstständiges Bundesland mehr werden. Zum 75-jährigen Bestehen des Landes Niedersachsen haben die Historikerinnen und Historiker des Niedersächsischen Landesarchivs die Geschichte Niedersachsens in 75 ausgewählten Dokumenten erzählt. In vier- bis sechseitigen Aufsätzen ordnen sie die Dokumente in den historischen Kontext ein, so auch den erwähnten Volkentscheid für Oldenburg und Schaumburg-Lippe aus dem Jahr 1975.

Der Wiederaufbau des Landes nach 1945 nimmt naturgemäß einigen Anteil an dieser lobenswerten Dokumentensammlung ein. Sie reicht von den unterschiedlichen Vorstellungen über die Bildung des Landes (aus der preußischen Provinz Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe) über die Brennstoffgewinnung im Kältewinter 1947, die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen bis zum Wohnungsbau. Dabei wird der Leser durch eine Fülle vergessener Planungen oder realisierter Vorhaben überrascht: Pläne aus Aurich über die Windenergienutzung 1951 (!), Raumplanung und Wiederaufbau in den 50ern, Proteste gegen die Demontage der Salzgitterwerke, den Plan zur wirtschaftlichen Entwicklung des Emslandes. Die Beiträge zeichnen sich durch eine lesernahe Darstellung und Einordnung der Phänomene aus, genannt sei der lehrreiche Beitrag zur Entnazifizierung, die Volksschullehrerausbildung der Nachkriegsjahre oder die Studentenproteste der 60er- und 70er-Jahre. Dass der erste Auschwitz-Prozess 1952 vor dem Osnabrücker Landgericht (gegen einen ehemaligen SS-Mann, der in verschiedenen Konzentrationslagern als sadistischer Exzesstäter berüchtigt war) stattfand, ist

vermutlich nicht jedem historisch Interessierten präsent. Und wer eine fundierte Einführung in die Atompolitik des Landes sucht, sei auf den Beitrag über die Atommülldeponierung im ehemaligen Salzbergwerk Assen verwiesen. Viele Beiträge der Historiker aus den sieben Abteilungen des Landesarchivs weisen in den Nordwesten: die Hysterie im Deutschen Herbst veranschaulicht an einer umstrittenen Inszenierung im Oldenburger Staatstheater, der Bürgerprotest, der in Leer eine „Flächensanierung“ der Altstadt verhinderte, die Eingliederung der Russlanddeutschen in Süddoldenburg oder die Konflikte um den Bau der Autobahn 1 durch die Kreise Vechta und Cloppenburg, schließlich die Geschichte des Jade-Weser-Ports in Wilhelmshaven oder die Gründung der Universität Oldenburg, alles gut und prägnant erklärte Teile der vielfältigen Landesgeschichte, eine lesenswerte Fleißarbeit – erkenntnisreich auch für traditionsbewusste Oldenburger.

Varel

Hans Begerow

Die Rezension erschien in abgewandelter Form in der NZW vom 21.05.2021 (Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Nordwest-Zeitung Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG).

Heiko Herold, *Paul Friedrich August Wurthmann. Vom Elsflöther Schiffskapitän zum Pionier der Dampfhochseefischerei. 1837–1898. Eine Biographie*, Bremerhaven: Selbstverlag des Stadtarchivs 2021, ISBN 978-3-923851-34-8, 309 S., 40 Abb., geb. (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bremerhaven, Bd. 26; Schriftenreihe des Schiffahrtsmuseums Unterweser, Bd. 14), 24,50 €.

Die Studie des – über ein marinesgeschichtliches Thema promovierten – Historikers Heiko Herold schließt eine zwanzigjährige, nebenbei geführte und auch mehrere Jahre unterbrochene Beschäftigung mit dem Thema zum erfolgreichen Ende. In gewisser Weise „Schuld“ daran sei Donald Trump, verriet der Autor bei seinem Vortrag im Landesarchiv in Oldenburg, da der Überdruß an diesem Präsidenten den damals in den USA lebenden Autor zum neuerlichen Vertiefen in die Historie veranlasste. Das, was als familiengeschichtliche Suche begonnen hatte, denn der Protagonist des Buches ist der Urgroßvater des Verfassers, weitete sich im besten Sinne zu einer allgemeinen Interesse verdienenden und – wie der rege Besuch diverser Vorträge des Autors belegt – auch realiter findenden Aufarbeitung eines wichtigen Stücks Elsflöther und Bremerhavener Seefahrtsgeschichte. Es widmet sich nicht nur beispielhaft einem der Elsflöther Schiffskapitäne, die im 19. Jahrhundert die Weltmeere befuhren und den Unterweserstädten damals einen enormen Boom verschafften, sondern zugleich auch einem vergessenen Pionier der modernen Hochseefischerei im späten 19. Jahrhundert, die damals von Segel auf Dampfkraft umstieg.

Drei Jahrzehnte lang fuhr P. F. A. Wurthmann auf Auswanderer- und Frachtschiffen unter Oldenburger Flagge. Dies war die erste Karriere des Kapitäns Wurthmann. An seinem Beispiel kann das weltumspannende Handelsnetz, das damals die Elsflöther Übersee-Schifferei ausmachte, in ihren Routen und Handelswaren nachvollzogen werden. Der vielgereiste Kapitän wechselte dann 1881/82 ans Land und zog mit seiner Familie nach Bremerhaven. Dort übernahm er – die zweite Karriere – die herausgehobene Stellung eines Betriebsdirektors der Bugsiergesellschaft „Union“, der seinerzeit größten Schleppschiffahrtsgesellschaft auf der Weser, und gehörte zu deren ersten Anteilseignern. Die Wurthmann-Biografie, die erstmals das Leben eines dieser prägenden Kapitäne umfänglich darstellt, ist ein wichtiger Baustein für die Wirtschaftsgeschichte des Unterweserraums im 19. Jahrhundert. Allen wissenschaftlichen Ansprüchen wird hier bestens Genüge getan, was schon allein ein Blick auf die Fülle der Quellen deutlich macht, die auch in fast 900 Anmerkungen nachgewiesen werden: 25 benutzte in- und ausländische staatliche, kommunale und private Archive, eine beeindruckende Liste von ausgewerteten Periodika, aber ebenso die fast 30 Seiten umfassende Aufzählung der

gedruckten Quellen und Literatur. All dies ersetzte den schweren Verlust eines Großteils des familieneigenen Archivs durch Verbrennen während des Zweiten Weltkriegs.

Zahlreiche, auch farbige, Abbildungen sind dem hochwertig gedruckten Buch beigegeben. Das Werk beschließen ein Personen-, Firmen- und Institutionenregister sowie ein eigenständiges Register der Schiffsnamen, das auch immerhin mehr als 100 im Buch genannte Schiffe auflistet. Erschienen ist das Buch zugleich in der Schriftenreihe des Stadtarchivs Bremerhaven wie der des Schifffahrtsmuseums der oldenburgischen Unterweser.

Oldenburg

Sven Mahmens

Hans Hesse, ... *wir sehen uns in Bremerhaven wieder... Die Deportation der Sinti und Roma am 16./20. Mai 1940 aus Nordwestdeutschland*, Bremerhaven: Stadtarchiv Bremerhaven 2021, ISBN 978-3-923851-35-5, 189 S., 43 Abb., geb. (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bremerhaven, Bd. 27), 21,90 €.

Der vorliegende Band des Bremer Historikers Hans Hesse versteht sich als „Teil 1“ eines „Gedenkbuch[es] zur nationalsozialistischen Verfolgung der Sinti und Roma aus Nordwestdeutschland“. Er befasst sich mit der nordwestdeutschen Deportation der Sinti und Roma im Mai 1940, während die zweite Deportationswelle vom März 1943 in einem künftigen zweiten Teil behandelt werden soll (S. 13). Geographisch erstreckt sich der Betrachtungsraum vornehmlich auf das Weser-Ems Gebiet sowie Bremen, Bremervörde und vor allem Bremerhaven. Das Buch gliedert sich in eine 40-seitige Einleitung, das zentrale Kapitel mit Kurzbiografien der Verfolgten (S. 62-128), eine Namensliste der Deportierten (S. 129-150) sowie drei kurze Abschnitte zur Entnazifizierung, Wiedergutmachung und zu Gedenkobjekten (S. 151-179).

Gedenkbücher erfordern grundsätzlich immer einen gewissen Spagat zwischen fachlicher Seriosität und einem pädagogisch-didaktischen Konzept. Der Betrachtungsschwerpunkt liegt folglich nicht auf den allgemeinen (politisch-sozialen) Ereignissen, sondern auf den Einzelschicksalen der Betroffenen, derer es zu gedenken gilt. Insofern ist der Fokus, den Hesse hier auf die verschiedenen Kurzbiografien legt, nachvollziehbar und gut gewählt. Dass diesen eine Einleitung vorausgeht, die die zeitgenössischen Umstände darlegt, ist ebenfalls notwendig und hilft den Leserinnen und Lesern bei der historischen Einordnung der nachfolgenden biographischen Darstellungen. Eindringlich schildert Hesse den Ablauf der ersten Deportationswelle im Mai 1940 und lässt hierzu anhand von Archivmaterial und Zeitzeugenberichten sowohl Opfer als auch Täter zu Wort kommen. Dabei wird gleich zu Beginn bereits ein häufiges Verfolgungsmuster aufgezeigt: Zunächst wurden die Sinti und Roma 1940 demnach familienweise in das Generalgouvernement (Polen) „umgesiedelt“, flohen von dort aber vielfach wieder in ihre Herkunftsgebiete. Aufgrund dieser unerlaubten Rückkehr wurde dann der Mann typischerweise in das KZ Sachsenhausen deportiert, während Frau und Kinder zunächst nahezu unbehelligt vor Ort blieben und erst im März 1943 ins Vernichtungslager Auschwitz „verschleppt“ wurden (S. 23). Diese „Doppeldeportation“ überlebten meist nur die Männer, während Frauen und Kinder in Auschwitz umkamen.

Insgesamt wirkt der Einleitungstext nicht immer ganz stringent und springt bisweilen im chronologischen Ablauf vor und zurück (z.B. S. 28-30). Dies schadet jedoch dem inhaltlichen Verständnis nur sehr geringfügig. Entscheidender sind die hilfreichen Informationen, die der Text hinsichtlich der nachfolgenden Kurzbiografien liefert. So werden etwa am Ende der Einleitung die Biografien des Bremerhavener Kriminalkommissars August Baden sowie seines Kriminalsekretärs Friedrich Lachmund und weiterer Polizeiangehöriger aufgezeigt. Da diese Kriminalbeamten in den Biografien der Verfolgten immer wieder als „Täter“ vorkommen, liegt ihre vorherige Beschreibung nahe und erscheint damit einleuchtend. Die nun folgenden Kurzbiografien der Sinti und Roma gliedern sich in die Herkunftsgebiete Bremerhaven und Weser-Ems. Schwerpunkt ist hierbei eindeutig Bremerhaven, da von hier aus 1940 bereits mindestens 94

namentlich bekannte Sinti deportiert wurden, während es aus dem gesamten Weser-Ems Gebiet demgegenüber „lediglich“ 50 Personen betraf. Illustriert sind viele der Kurzbiografien mit Fotografien der Betroffenen, die dem Betrachter das Verfolgungsschicksal bildlich vor Augen führen und damit auch den Grundgedanken des Gedenkbuches unterstreichen. Eindringlich geht aus den einzelnen Biografien hervor, wie sich die Kriminalbeamten bei ihrer Verfolgung auf willkürlich-subjektive Ansichten stützen konnten. So stand es etwa im Ermessen des verantwortlichen Kriminalkommissars Baden zu beurteilen, ob es sich im jeweiligen Fall um „weitgehend verbürgerlichte Zigeuner[n]“ handelte oder eben nicht (S. 92). Letztere waren von der Deportation ins Generalgouvernement meist ausgenommen.

Anhand der Entnazifizierungsakten stellt Hesse überzeugend heraus, dass kaum einer der an den Deportationen Beteiligten im Anschluss für seine Taten zur Rechenschaft gezogen wurde. Einige Verfahren wurden eingestellt, andere Beteiligte wurden mangels Einkommensgrenze in der NS-Zeit als „vom Gesetz nicht betroffen“ eingestuft (S. 158). Kriminalsekretär Emil Munzel wurde trotz seiner nachweislichen Beteiligung gar als „entlastet“ eingestuft (S. 162). Mit dem NS-Begriff der „Umsiedlung“ versuchten die Verantwortlichen demnach auch nach 1945, die Deportationen sprachlich zu verschleiern – wenn man Hesses Darstellung folgt, durchweg mit Erfolg.

Hesse versteht es, die vielfältigen Informationen in diesem Band hinsichtlich ihrer Quellenherkunft für die Lesenden transparent aufzubereiten und darzulegen. Da neben zeitgenössischem allgemeinem Verwaltungsschriftgut z.B. auch Wiedergutmachungsakten und Zeitzeugeninterviews verwendet wurden, ist diese transparente Präsentation der Quellen auch durchaus geboten. Überhaupt wurde für das vorliegende Projekt ein respektabler Rechercheaufwand erbracht: Neben Akten des Staatsarchivs Bremen und des Stadtarchivs Bremerhaven wurden u.a. die Abteilungen Oldenburg, Hannover und Stade des Niedersächsischen Landesarchivs konsultiert, darüber hinaus die Arolsen Archives, das Staatsarchiv Hamburg sowie das Bundesarchiv in Berlin – um nur einige zu nennen. Die „Quellenlage muss [zwar] als ausgesprochen schwierig bezeichnet werden“, wie Hesse eingangs betont (S. 23), dennoch ist ihm mit diesem ersten Band seiner Gedenkbuchreihe eine fundierte und doch berührende und gut lesbare Darstellung der Sinti- und Roma-Verfolgung im Weser-Ems Gebiet gelungen.

Marburg

Malte de Vries

Helmut Meinken, *Katastrophengeschichten. Die NORDSEE brennt. Feuer – Wasser – Sturm und andere Katastrophen in Oldenburg und umzu*, Oldenburg: Isensee 2019, ISBN 978-3-7308-1544-1, 134 S., Abb., Karten, brosch., 12,90 €.

„Kann die Nordsee brennen, ja sie kann.“ – Gemeint ist hier tatsächlich nicht das Gewässer, sondern ein Unternehmen mit dem Namen NORDSEE, gegründet Ende des 19. Jahrhunderts. Und ein Unternehmen kann lichterloh brennen, so wie die NORDSEE in Nordenham. Helmut Meinken erzählt 20 detailliert aufbereitete Katastrophengeschichten aus dem Nordwesten. Manche sind sehr bekannt, wie die Weihnachtsflut von 1717, deren Folgen noch Jahre nachhallten. Dabei wandert der Autor durch viele Epochen der Geschichte, seit der Frühen Neuzeit, und flicht manchmal auch spannende Rückgriffe auf die Historie des Mittelalters ein. Hierunter fällt der Brand im Schloss Rastede im Jahr 1969, dessen Geschichte weit zurück reicht und dabei erzählt wird.

Beim Schlossbrand retten Bewohner aus umliegenden Ortschaften wertvolle Kunstgegenstände aus eigener Initiative. Es zeigt sich, dass auch schon in früherer Zeit Sensations- und Schaulustige ein Problem waren, aber eine Katastrophe auch eine große Welle der Hilfsbereitschaft auslösen kann. So geschehen bei „Vincinette“, die Siegreiche, ein Orkan an der Nordseeküste“, der schwere Verwüstungen anrichtete, Deiche brechen ließ und 75.000 Menschen obdachlos machte. Unermüdlich halfen Bewohner die Deiche mit Säcken abzudichten. Andererseits zeigt sich allerdings, wie manche Menschen Profit aus dieser Situation ziehen oder sogar zu Plünderern wer-

den. Neben diesen durchaus an der Küste auftretenden Stürmen werden ungewöhnliche Flugzeugabstürze, Umweltkatastrophen und Windhosen, die ganze Bahnwaggons aus den Gleisen hoben, beleuchtet. Einblicke in die Regionalgeschichte und persönliche Schicksale der Menschen werden nachgezeichnet und Kurzbiographien gegeben. Zeitzeugen schildern ihre Eindrücke und fühlen sich in der Nachkriegszeit durch einen verheerenden Brand bei der Firma Deus an die Traumata des Zweiten Weltkrieges erinnert. Denn 81 explodierende und umherfliegende Gasflaschen hinterließen ein Feld der Verwüstung, nicht zuletzt an den Wohnhäusern. Anhand von Bildern, Skizzen und Zeitungsberichten werden die Geschichten erschreckend lebendig. Eine zusätzliche Angabe zu den Originalquellen unter jedem einzelnen Bericht rundet die Erzählung ab und regt zum Nachforschen an, beispielsweise bei den nicht endgültig geklärten Fällen wie einem tödlichen Flugzeugabsturz am Sendemast von Steinkimmen 1962. Jeder Fall bekommt durch unterschiedliche Erzählweisen eine eigene Färbung. Mal sachlich präzise, mal einleitend in atmosphärischer Romanform („Die Eisenbahn ist machtlos, als eine Windhose zupackt“) lesen sich die Episoden sehr kurzweilig. In seinen Nachgedanken regt der Autor zum Diskurs über die Definition einer „Katastrophe“ an und gibt damit einen wichtigen Denkanstoß fern jeder Sensationslust.

Oldenburg

Anke Haase

Bernd Müller, *Friedrich Levin Graf von Holmer (1741–1806). Minister zweier Herzöge von Holstein-Gottorp-Oldenburg. Eine biographische Studie*, Oldenburg: Isensee 2021, ISBN 978-3-7308-1785-8, 310 S., zahlr. Abb., kart. (= Oldenburger Forschungen, Neue Folge Bd. 36), 22,90 €.

In der Stadt Oldenburg erinnern bis heute zwei Bauwerke an Friedrich Levin Graf von Holmer (1741–1806): der nach ihm benannte Holmerflügel des Oldenburger Schlosses und sein Grabdenkmal auf dem Gertrudenkirchhof, ein kleines Mausoleum mit darin stehendem Sarg. Gleichwohl wird der Minister und Oberlanddrost Holmer heute den wenigsten Oldenburgern noch ein Begriff sein. Dabei hat er die Geschichte des Herzogtums Oldenburg und des Fürstbistums – später Fürstentums – Lübeck (Eutin) von 1774 bis 1806 maßgeblich mitbestimmt, später begleitet. Auf diesen Unterschied wird noch zurückzukommen sein. In Folge des Vertrags von Zarskoje Selo wurde die Grafschaft Oldenburg-Delmenhorst unter Herzog Friedrich August von Holstein-Gottorp nach 106 Jahren dänischer Herrschaft wieder selbständig. Ende 1774 erfolgte die Erhebung des Territoriums zum Herzogtum Oldenburg. In diesem Jahr nahm der Herzog Holmer als dirigierenden Minister und Oberlanddrosten in seinen Dienst. Als solcher diente er unter Herzog Friedrich August bis zu dessen Tod 1785 und unter dessen Nachfolger Herzog Peter Friedrich Ludwig.

Der Verfasser hat sich mit seinen Arbeiten zu den Oldenburger Herzögen Friedrich August und vor allem Peter Friedrich Ludwig einen Namen gemacht. In der vorliegenden widmet er sich nun Graf Holmer, dessen Leben und Wirken er umfassend nachzeichnet. Bisherige Würdigungen der Person Holmers sind kurz und eher skizzenhaft geblieben (S. 7 f., 263 f.), ein Anlass, sich diesem Thema ausführlicher zu widmen, was der Verf. mit seinem Buch unternimmt. Dabei beruht seine Darstellung im Wesentlichen auf einer gründlichen Auswertung zeitgenössischer Quellen wie Briefen – hier vor allem solche von und an Holmer – und Zeitungsberichten (S. 8). Bei Holmers Korrespondenz handelt es sich ausschließlich um eine dienstliche, eine Privatkorrespondenz hat sich bisher nicht finden lassen. Gleichwohl sind im dienstlichen Schriftwechsel Holmers neben Informationen zu Verwaltungs- und politischen auch solche zu privaten Angelegenheiten enthalten. Die Brief- bzw. Schriftwechsel fanden außer mit dem jeweiligen Landesherrn statt mit Persönlichkeiten wie seinem einzigen Duzfreund und früheren Kommilitonen, dem Eutiner Regierungspräsidenten von Lowtzow, dem Justizrat und Kabinettssekretär von Trede oder dem oldenburgisch-eutinischen Gesandten beim Reichstag in Regensburg von Koch.

Das Buch ist chronologisch gegliedert: Nach einem kurzen einführenden Kapitel behandelt der Verf. jeweils in eigenen Kapiteln „Frühe Jahre 1741–1773“, die Zeit Holmers unter Herzog Friedrich August, unter Herzog Peter Friedrich Ludwig sowie den „[...] Tod Holmers, sein Begräbnis und seine Würdigungen“, um mit „Zusammenfassende[n] Gedanken“ zu schließen. Ergänzt wird die Darstellung durch einen Anlagenteil mit einer Zeittafel, zwei Stammtafeln, einem Schema der Verwaltungsstruktur der Regierungen unter Friedrich August, dem Text der Instruktion für Holmer als Minister von 1774 sowie schließlich einem Quellen- und Literaturverzeichnis, einem Abbildungsnachweis sowie einem Stichwort- und einem Personenverzeichnis. Bei Letzteren handelt es sich um sehr hilfreiche Register, wobei das Personenverzeichnis auch kurze biographische Informationen bietet. Die Bebilderung, die vor allem aus Portraits der im Text behandelten Personen besteht, ist eine schöne Ergänzung und macht die Darstellung plastischer. Hier ist anzumerken, dass bis heute kein Portrait des Grafen Holmer identifiziert werden konnte (S. 7).

Zusammengefasst ergibt sich folgendes Bild: Holmer stammte aus einer holsteinischen Familie von Beamten, sein Großvater war in den Adelsstand erhoben worden. Nach einem Jurastudium ging er in den Verwaltungsdienst des Herzogtums Holstein-Gottorp. Als Oldenburg wieder selbständig geworden war, wechselte er 1774, wohl auf Empfehlung des russischen Staatsministers Caspar von Saldern, in den Dienst des Herzogs Friedrich August. Als dirigierender Minister arbeitete er dem Herzog direkt zu, als Oberlanddrost in Oldenburg war er Verwaltungschef dieses Territoriums. 1777 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben.

Die Zusammenarbeit mit dem Herzog gestaltete sich so, dass Holmer ihm Vorschläge machte und der Herzog diese Vorschläge in aller Regel annahm und unterzeichnete. Für Wirbel sorgte die Regierungsunfähigkeit des Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm, der entmündigt wurde. Als Nachfolger wurde der Neffe des Herzogs, Peter Friedrich Ludwig, vorgesehen. Hervorzuhelien in der Regierungszeit Friedrich Augusts sind Verhandlungen mit dem benachbarten Hannover über die Stellung Herzog Friedrich Augusts im Reichsfürstenrat und damit verbunden über Grenz- und Zollangelegenheiten oder auch Hofintrigen, wobei hier die Feindschaft des russischen Gesandten Mestmacher und seiner Frau zu Holmer zu nennen wäre. Holmer selbst war nach Einschätzung des jungen Peter Friedrich Ludwig (Briefe von 1777 und 1779) hochmütig und intrigant (S. 56). Zum Privatleben Holmers ist seine Heirat mit Henriette Freiin von der Lühe 1780 zu erwähnen. Bemerkenswert ist ferner, dass Holmer sich in Oldenburg ganz im Gegensatz zum holsteinischen Eutin nicht recht wohlfühlte.

Der Regierungsantritt Peter Friedrich Ludwigs als Administrator für den regierungsunfähigen Erbprinzen in Oldenburg und als Fürstbischof von Lübeck in Eutin änderte für Holmer einiges. Der neue Landesherr misstraute seinem obersten Beamten, wohl aufgrund schlechter Erfahrungen, die er mit ihm noch zu einer Zeit gemacht hatte, als er noch nicht als Nachfolger Friedrich Augusts vorgesehen war. Gleichwohl beließ er ihn in seinen Ämtern und auch Holmer blieb, obwohl er nach dem Tod des alten Herzogs die Möglichkeit hatte, aus dem Dienst auszuschneiden. Herzog Peter Friedrich Ludwig etablierte einen zu seinem Vorgänger völlig konträren Regierungsstil, indem er sich in erster Linie selbst um alles kümmerte. Graf Holmer blieb mehr und mehr nur noch die Rolle eines Kommentators der herzoglichen Vorgaben. Obwohl Peter Friedrich Ludwig die Meinung seines dirigierenden Ministers wichtig gewesen zu sein scheint, scheint Holmer sich zunehmend überflüssig vorgekommen zu sein. Symptomatisch für das Verhältnis zwischen den beiden war auch, dass sie sich immer seltener gleichzeitig am selben Ort aufhielten, wie der Verf. herausarbeitet: Sie wechselten zwischen Oldenburg und Eutin und begegneten einander jeweils nur kurz. Hinzu kamen natürlich weitere Auswärtsaufenthalte beider Protagonisten oder Aufenthalte Holmers auf seinem Gut Tangstedt. Die Verwaltungstätigkeit Holmers war breit gefächert, einen wichtigen Teil nahm die Finanzverwaltung ein, wollte Peter Friedrich Ludwig doch den von seinem Onkel geerbten Schuldenberg abbauen.

In der Regierungszeit Peter Friedrich Ludwigs kam es zur Französischen Revolution mit den anschließenden Koalitionskriegen und Folgen auch für Oldenburg, was selbstverständlich auch die Arbeit Holmers betraf. So mussten Beiträge zu den Reichskriegen gegen Frankreich geleistet werden. Bremen setzte sich für ein Ende des für Oldenburg einträglichem Weserzolls ein.

Dies gelang schließlich und der Zoll wurde im Zuge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 mit einer entsprechenden Übergangsfrist aufgehoben. Als Ausgleich für den Zoll kam es für Oldenburg zum Zugewinn der Ämter Cloppenburg, Vechta und Wildeshausen. Herzog Peter erhielt gleichzeitig das Fürstbistum Lübeck als erbliches Fürstentum zugesprochen.

Graf Holmer starb am 10. Mai 1806. Gerüchteweise handelte es sich um einen Freitod. Tatsächlich gibt es Indizien, die dies bestätigen: Holmer selbst war bei seinem Tod aufs äußerste verschuldet, sein Kreditrahmen bei den Bankhäusern ausgeschöpft. Bereits zuvor hatte er für die Versorgung seiner Ehefrau und seines Sohnes gesorgt. In den damaligen Zeitungen wurde der Tod des Grafen bis auf eine Ausnahme praktisch übergangen. Tatsächlich hatte das Gehalt, das Holmer als Beamter bezog, für den Lebensstil des Grafen, der von ihm in seiner Position erwartet wurde (oder den er selbst von sich erwartete?) nicht ausgereicht. Er führte einen aufwendigen Haushalt, reiste standesgemäß (sechsspännig), zeigte sich dabei gegenüber anderen großzügig und unterstützte Hilfebedürftige. Gleichzeitig war sein Gut Tangstedt defizitär. Sein Stolz ließ es darüber hinaus offensichtlich nicht zu, die finanziellen Probleme bei seinem Dienstherrn anzusprechen, so dass er nur den einen Ausweg sah. Herzog Peter Friedrich Ludwig zeigte sich nach dem Tod seines Spitzenbeamten generös: Er verdreifachte die Pension der Witwe und ließ Holmer ein aufwendiges Grabmal direkt neben dem herzoglichen Mausoleum auf dem Gertrudenkirchhof errichten.

Die Arbeit zu Graf Holmer ist die Frucht historischer Grundlagenforschung im allerbesten Sinn. Indem er sich, wie oben bereits dargelegt, vorzugsweise auf zeitgenössische Quellen stützt, was seinem methodischen Ansatz entspricht (S. 8), liefert der Verf. Informationen gewissermaßen „aus erster Hand“. Die Bearbeitung des archivalischen Materials – darunter Texte in französischer Sprache – ist eine höchst beachtliche Leistung, die für sich stehen kann. Demgegenüber und in Einklang mit dem methodischen Ansatz spielt die Sekundärliteratur in den Fußnoten eine untergeordnete Rolle. Hier hätte man sich, auch was die historische Kontextualisierung betrifft, an der einen oder anderen Stelle vielleicht doch etwas mehr gewünscht. Das tut dem positiven Gesamtbild der Arbeit aber keinen Abbruch. Sie beleuchtet eine wichtige oldenburgische Persönlichkeit und ihr Handeln in einer Umbruchzeit: Die Dänenzeit war gerade zu Ende gegangen, die Zeit des selbständigen Herzogtums Oldenburg begann und die Französische Revolution zog grundlegende Veränderungen nach sich, zu denen auch das Ende des Alten Reiches am 6. August 1806 gehörte, das Holmer nicht mehr miterlebte. Mit seinem Buch zu Friedrich Levin Graf von Holmer hat der Verf. einen neuen und wichtigen Baustein zur oldenburgischen Geschichtsschreibung beige-steuert.

Oldenburg

Jörgen Welp

Lydia Niehoff, *Immer auf Kurs – im Wandel der Zeit. 200 Jahre J. Müller 1821–2021*, Bremen: Carl Schünemann 2021, ISBN 978-3-7961-1132-7, 176 S., zahlr. Abb., geb., 24,90 €.

Eine Institution der Braker Wirtschaft wurde im Mai 2021 200 Jahre alt: die traditionsreiche Firma „J. Müller“, mittlerweile Unternehmensgruppe J. Müller, die weltweit bekannt ist für ihre Logistik- und Hafendienstleistungen in der Unterweserregion, seit 1948 auch mit wichtigem Standbein in Bremen. Das Unternehmen, seit 2008 auch AG mit 16 Aktionärinnen und Aktionären, ist ein großer „Spieler“ im Wirtschaftsleben des ganzen Oldenburger Landes und zurecht stolz auf die in vielen Jahrzehnten gelungenen Anpassungen an die jeweiligen wirtschaftlichen Herausforderungen. Tradition haben auch Festschriften, die schon zum 150- und 175-jährigen Jubiläum entstanden. Die neue, bei Schünemann (gegr. 1810) verlegte Festschrift zeichnet sich jedoch dadurch aus, dass man sie zugleich als umfangreiche und solide Wirtschaftsgeschichte zum Braker Handel lesen kann (176 S.!, im Textbereich zweispaltig eng bedruckt), so sehr sie natürlich auch als Werbung in eigener Sache („Kundennähe“, „hanseatische Verlässlichkeit“) dient. Verfasst wurde sie im Wesentlichen von der Wirtschaftshistorike-

rin Niehoff, die nach einer Sparkassenlehre Wirtschaftswissenschaften studiert hat (1996 Promotion über Bierproduktion und Bierkonsum in Bremen vom 17.–19. Jh.). Unterstützt wurde sie u.a. von Dr. Helen Müller, Leiterin des Bertelsmann Unternehmensarchivs – und Mitgesellschafterin. Niehoff nutzte Unterlagen im vor wenigen Jahren auch personell ausgestatteten Firmenarchiv sowie erstmals Bestände im Landesarchiv in Oldenburg, im Staatsarchiv Bremen und bei der Handelskammer Bremen. Ergänzt wird die Festschrift durch Beiträge von Familien- und Firmenangehörigen. Die sechs Hauptkapitel orientieren sich an den sechs Müller-Generationen, die den Erfolg des Unternehmens bis heute gesichert haben. Jeder Generation sind daher auch eigene biographische Abschnitte gewidmet. Kleinere Exkurse lockern die Darstellung auf, wie z.B. zur Familiengeschichte der seit 1581 belegbaren Müllers in der Wesermarsch, schon früh als „Kahnführer“ auf der Weser tätig. Das Buch ist, wie heute so manche Firmenfestschrift, querschnittlich angelegt und besticht auch durch hohe Quantität und Qualität der Abbildungen; 10 Seiten mit 566 Anmerkungen liefern die Nachweise.

1821 fing alles mit einem Hauskauf an. Der 24-jährige Kaufmann Johann Müller (1797–1869) übernahm das Speditionsgeschäft seines Schwiegervaters N. Smit und erweiterte es um ein Handelsgeschäft (Getreide, Kohle, Holz, Wein usw.). Müllers jüngerer Bruder setzte die 1758 vom Großvater gegründete Firma fort: Die Wurzeln reichen somit weiter zurück als 1821! Das definitive Ende des Weserzolls 1820 sowie andere Handelserleichterungen einerseits und die zunehmende Weserversandung andererseits erhöhten die Erfolgsaussichten gerade in einem Ort wie Brake, die Gründung von Bremerhaven und die Zollgrenze vor dem „Freihafen Brake“ (ab 1834) erschwerten sie wieder (und für Jahrzehnte). Mangels überlieferter früherer Geschäftsunterlagen beschränkt sich die Darstellung zunächst auf allgemeine wirtschaftliche Entwicklungen der Region, geprägt u.a. von den aufkommenden Dampfschiffen. J. Müller vertrat z.B. eine „Petersbourg-Steam-Navigation-Company“ und übernahm zwei Konsulate. Während das Bereedern von Auswandererschiffen ab den 1830er Jahren in Mode kam, blieb J. Müller beim reinen Warenumsatz. Viele in Brake entladene Schiffe kamen damals aus England. Johann Müller hatte, wie auch noch ein Enkel, einige Zeit zur Ausbildung in Bordeaux verbracht. Zwei Söhne (Bernhard und Carl Theodor, beide gestorben 1883) übernahmen 1862 bzw. 1869 die geschäftliche Verantwortung. Neue Infrastrukturprobleme galt es zu meistern, so etwa die fehlende Eisenbahnbindung, die erst 1873 über Hude zustande kam. Danach wurde die Eisenbahn zum „wichtigsten Transportmittel für Massengüter“ auf Land von und nach Brake. Ein starkes Standbein bildete ab den 1860er Jahren der Petroleumhandel; Bernhard Müller wurde einer seiner „Pioniere in Brake und Nordenham“. Ab 1889 lösten nach und nach Tankdampfer den Transport in feuergefährlichen Fässern ab, aber der Handel verlagerte sich nach Bremen und „J. Müller“ musste diesen Zweig bis 1914 aufgeben. Auch bei anderen (Massen-)Gütern setzte nach 1871 wieder ein deutlicher Anstieg beim Seehandel ein. Getreide z.B. kam v.a. aus Russland und den Ostseeanrainerstaaten, Kohle ging zunehmend dorthin. Alleinerbe Johannes Theodor Müller (1864–1932) musste nach dem frühen Tod des Vaters und des Onkels die Leitung ab 1888 übernehmen, bis 1918 zusammen mit seiner Mutter Anna Catharina. 1905–1928 gehörte er auch dem Oldenburgischen Landtag (Nationalliberale Partei/DVP) an und hatte mehrere Ehrenämter inne. In seinen ersten Jahren sah sich die Firma u.a. mit den Plänen der Weser-Korrektion konfrontiert, die den Seehandel in Bremen, das nun zollrechtlich zum Reich gehörte, ertüchtigen sollte; die erwarteten Nachteile für Brake traten allerdings nicht ein, im Gegenteil. Hier nahm v.a. der Massenguttransport zu. J. Th. Müller prägte den Geschäftsgrundsatz, dass Lagerräumlichkeiten, deren Erweiterungen zusammen mit neuen Hafenanlagen und innovativen Hafentechniken detailliert beschrieben werden, ein wichtigeres Kapital für die Firma sei als Bargeld. Krieg und Nachkriegszeit hatten gravierende Veränderungen für den Hafen Brake – und für die Firma J. Müller – zur Folge, da mehrere staatliche vertragliche Regelungen (z.B. verminderte Frachtsätze) aufgehoben und verstärkt Konkurrenz eines freieren Marktes entstand. Ein Viertel der deutschen Getreideimporte, der weiter von größerer Bedeutung blieb, erfolgte in den 1920er Jahren über die Weser, ein Drittel davon über Brake, zwei Drittel über Bremen. Kurz nach der Weltwirtschaftskrise und ihren Folgen verstarb J. Th. Müller; der Firma gelang durch „Umorganisation, Personalabbau und äußerster Sparsamkeit“ das Überleben.

J. Th. Müllers Sohn Hans (1897–1979) prägte die Firma vier Jahrzehnte (1932–1967/1972), ein Abschnitt ist auch seiner Gattin Nelli Müller gewidmet. Mit dem langjährigen Braker Unternehmen Karl Gross, das 1999 auch in der Unternehmensgruppe Müller aufging, entstand 1932 eine leistungsfähige „Umschlagstelle Karl Gross – J. Müller“, v.a. für Getreide. Fertiggestellt wurde in der NS-Zeit der Küstenkanal, den sich die Braker Hafenwirtschaft schon seit der Kaiserzeit gewünscht hatte. Die Kriegs- und Nachkriegsjahre, auf die ausführlich eingegangen wird, brachten weiter beträchtlichen Hafenumschlag, für den u.a. auch Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter eingesetzt wurden. Im unbeschädigten Hafen Brake konnten die Amerikaner auch ab 1945 Waren umschlagen; Firmenchef Müller war hingegen einige Zeit interniert. Wie seit Jahrzehnten ging es auch vor und nach 1945 immer wieder um Interessenausgleich mit dem Bremer Hafen (z.B. „Unterweser-Verkehrsabkommen“ von 1953), um Silo- und Lagerbauten, v.a. für Getreide, zunehmend aber auch Futtermittel, Kaffee, Zellstoff oder um Kranbauten für Kohle, Erze usw. 1948 entstand eine wichtige Niederlassung in Bremen, 1952 die Braker Schifffahrtsgesellschaft für Bereederung und Befrachtung eigener Binnenschiffe. 1972 übernahmen die Söhne Gerhard, Ernst und Klaus Müller (verstorben 2013–2020) endgültig die Verantwortung für die Familienfirma, jeder für Teilbereiche. Die „J. Müller KG“ wurde auf Gesellschafteranteile weiterer Familienangehöriger erweitert; ein Beirat (heute Aufsichtsrat) aus „unabhängigen Persönlichkeiten“ unterstützte seitdem die Firmenführung. Zwischen dem Nds. Hafenamts Brake (so ab 1955, für das Land als Hafeneigentümer, ab 2005 NPorts) und Firmen wie Müller besteht seit jeher gute Zusammenarbeit, zum Vorteil der Hafenwirtschaft. Während sich Bremen Mitte der 1960er Jahre zum Containerhafen entwickelte, blieben die Braker Unternehmen, allen voran „J. Müller“, weiter beim klassischen Massenschüttgutumschlag, später beim Massenstückgutumschlag. Eine Weservertiefung in den 1970er Jahre verbesserte wieder die Zugänglichkeit des Braker Hafens. Das Silo im Müllerschen Wabenstil (sechseckig, 1972) steht für die technische Innovationsfähigkeit des Unternehmens, auch andere Fortentwicklungen werden vorgestellt. Die Aufwärtsentwicklung spiegelt sich u.a. in der Zunahme von Arbeitsplätzen zwischen 1995 und 2020 (311/469).

Ab 1990 erfolgte eine noch heute gültige „strategische Neuausrichtung mit der Umsetzung einer modernen Führungsstruktur“, als erstmals Nichtfamilienmitglieder in die Geschäftsführung aufgenommen wurden. Jan Müller (6. Generation) vertritt seitdem die Familie in der Geschäftsführung, eine Zeitlang noch mit seinem Onkel Ernst. Auch angesichts weiterer organisatorischer Veränderungen der letzten zwei Jahrzehnte hat sich ein wesentlicher Charakter der Firma nicht geändert: der einer Familiengesellschaft, die weiter zu 100 % in Familienbesitz ist. Nachfahren des Gründers, jetzt in der 6. und 7. Generation, sind weiter auf die eine oder andere Weise in die Geschicke des Unternehmens eingebunden, für das neue Herausforderungen am Horizont erkennbar sind (u.a. Folgen des Klimawandels, demographischer Wandel).

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Ivette Nuckel (Hg.), *Faule Müßiggänger und „rechte“ Arme. Armen- und Bettelordnungen Bremens, Lübecks, Lüneburgs und Oldenburgs des 16. und 17. Jahrhunderts*, Kiel: Solivagus 2021, ISBN 978-3-943025-41-5, 359 S., geb., 48,- €.

Mit ihrer umfangreichen Edition städtischer Bettel- und Armenordnungen des nordwestdeutschen Raumes hat sich Ivette Nuckel ganz zweifellos einem frühneuzeitlichen Desiderat gewidmet. Dass „derlei Quellen bisher noch nicht für den norddeutschen Raum ediert“ worden sind (S. 9), dürfte jedem, der sich mit dem hiesigen Fürsorgewesen des 16./17. Jahrhunderts befasst hat, bereits schmerzlich aufgefallen sein. Nuckel möchte dem nun mit ihrer Edition für die Städte Bremen, Lübeck, Lüneburg und Oldenburg Abhilfe verschaffen. Das bereits einst von Ernst Schubert postulierte zeitliche „Süd-Nord-Gefälle“ der Armengesetzgebung spiegelt sich auch in der Edition Nuckels wider: Vorreformatorische Bettelordnungen sind (bis auf ein Tes-

tament und eine Verordnung aus Lübeck) nicht abgedruckt – im Wesentlichen beginnt die Normierung der Fürsorge im betreffenden norddeutschen Gebiet also erst mit der Reformation. Insgesamt umfasst die Edition 47 Dokumente zu den obigen vier Städten, aus dem Zeitraum des frühen 16. Jahrhunderts bis 1675. Dabei sollte man hier bewusst von „Dokumenten“ sprechen, denn es sind nicht nur die im Titel angegebenen „Armen- und Bettelordnungen“ abgedruckt. Neben Testamenten finden sich auch kurze Mandate, ebenso wie Briefwechsel über das Armenwesen verschiedener Städte. Die entsprechende Auswahl der präsentierten Stücke wirkt aber damit nicht immer ganz nachvollziehbar und lässt den Rezipienten zunächst etwas im Unklaren, womit er es eigentlich zu tun hat: einer möglichst vollständigen Sammlung der jeweiligen städtischen Armenverordnungen oder einer Auswahl archivalischer Fundstücke? Ganz offensichtlich ist letzteres der Fall, wie die Herausgeberin dann auch anmerkt (S. 15): Armenordnungen aus den entsprechenden Kirchenordnungen der Städte finden – mit Ausnahme Bremens – keine Erwähnung. Angesichts der bereits nahezu vollständig edierten Kirchenordnungen bis 1600 kann eine Auslassung entsprechender Abschnitte in dieser Edition natürlich durchaus vertreten werden – eine Erklärung mit Verweis hätte jedoch an der richtigen Stelle sicherlich nicht geschadet, zumal der Armenabschnitt der Bremer Kirchenordnung merkwürdigerweise dann doch Aufnahme in die Edition gefunden hat. Die Angabe, dass jener (auch bereits bei Sehling abgedruckte) Armenausschnitt der Bremer Kirchenordnung „von Johannes Bugenhagen“ stamme (S. 33), erscheint dem Rezipienten allerdings nicht nachvollziehbar. Dies mag so versehentlich auf dem Aktendeckel der verwendeten Abschrift notiert gewesen sein, da Bugenhagen die Ordnung tatsächlich approbierte und mit einer kurzen Anmerkung nach Bremen zurücksandte: Verfasst wurde sie jedoch eindeutig nicht von Bugenhagen, sondern von der dortigen Pastorenschaft, vornehmlich vom Pfarrer Johannes Timann (Sehling VII,2,2 S. 371). Mehr Kontextinformationen hätten dieser Unklarheit womöglich Abhilfe verschafft.

Etwas merkwürdig mutet auch die nicht näher belegte Datierung jener vermeintlich „erste[n] uns bekannte[n] Armen- und Bettelordnung aus dem niederdeutschen Raum“ (S. 14) an (Lüneburg, angeblich „um 1500“). Die abgedruckte Armenordnung basiert grundlegend auf lutherischen Vorstellungen und beinhaltet sogar direkte Verweise auf die Braunschweigische Kirchenordnung (S. 220, 226), sodass sie erst kurz nach dem Durchbruch der Lüneburger Reformation – eventuell noch von Stefan Kempe im Zuge seiner 28 Artikel – verfasst worden sein dürfte; mithin frühestens um 1530.

Angesichts dieser Unklarheiten wäre eine stärkere Kontextualisierung der Quellen hilfreich gewesen, um sie besser handhabbar und auswertbar zu machen: Die siebenseitige Einleitung enthält bereits interessante Aussagen und hätte daher gerne noch ausführlicher sein dürfen. Hinweise zum tatsächlichen Inkrafttreten (oder Nichtinkrafttreten) der zahlreichen Ordnungsentwürfe wären einer weiteren wissenschaftlichen Auswertung sicherlich zugutegekommen. Gleiches gilt für eine transparente Offenlegung der editorischen Auswahlkriterien: Auffällig ist z.B. der Abdruck jener Dokumente, die zwar in den Archiven der behandelten Städte liegen, inhaltlich jedoch lediglich Informationen zu Nachbarstädten bieten (z.B. „Pracherordnung aus Hamburg“, S. 279 oder „Angaben zum Umgang mit Bettlern in Hamburg“, S. 205). Dieses Vorgehen kann man zwar so vertreten oder auch nicht: Es sollte den Leserinnen und Lesern jedoch vorab deutlich gemacht werden. Hilfreich und notwendig zur Auswertung wären im Übrigen auch Register gewesen.

Dessen ungeachtet muss der Herausgeberin ihr ungemeiner Fleiß durchaus zugutegehalten werden. Die 359 Seiten sind prall gefüllt mit interessanten Quellen zur Sozial- und Alltagsgeschichte, die sich links im (oft mittelniederdeutschen) Originalwortlaut, rechts in einer neuhochdeutschen Übersetzung von Svenja Stoß wiederfinden. Viele der Dokumente haben in der Forschung bislang noch kaum Beachtung gefunden und stellen somit eine gewinnbringende Forschungsgrundlage für weitere Untersuchungen dar. Die Übersetzung zeugt überdies von einem enormen Arbeitsaufwand, der an dieser Stelle honoriert werden muss. Für wissenschaftliche Zwecke ist sie zwar nicht geeignet, wie die Herausgeberin einleitend auch klarstellt. Für interessierte Heimatkundler und Nichthistoriker, derentwegen diese Übersetzung vermutlich überhaupt erst erfolgte, ist sie aber zweifellos eine große Hilfe: So wird es auch außerwissenschaftlichen Krei-

sen ermöglicht, in das historische Fürsorgewesen ihrer Stadt einzutauchen. Der eigentliche Editionstext, der auf den Transkriptionsrichtlinien der Marburger Archivschule basiert, ist zudem solide und für künftige wissenschaftliche Arbeiten durchaus zu verwenden.

Speziell für Oldenburg ist diese Edition jedoch leider kaum hilfreich und suggeriert damit im Titel falsche Erwartungen: Während für die Hansestädte Bremen, Lübeck und Lüneburg hunderte Seiten an interessanten Quellen ediert werden, ist zur Stadt Oldenburg keine Quelle abgedruckt. Lediglich zwei eineinhalbseitige Mandate von 1584 und 1593 werden am Ende des Bandes unter dem Kapitel „Oldenburg“ wiedergegeben: eines zu Landstreichern im (damals münsterischen) Amt Vechta, eines zu herrenlosem Gesinde im (oldenburgischen) Butjadinger Land. Beide Mandate wirken angesichts der obigen hansestädtischen Verordnungen etwas willkürlich beigefügt und bringen zudem inhaltlich kaum Erkenntniswert mit sich – sie hätten auch weggelassen werden können.

So lässt sich also resümieren, dass die vorliegende Edition durchaus ein landesgeschichtliches Desiderat schließt – leider tut sie es nicht mit einer methodischen Gründlichkeit, die dem ersichtlichen Fleiß und Arbeitsaufwand einen angemessenen und runden Abschluss gegeben hätte. In dieser Form ist sie für künftige wissenschaftliche Forschungen zwar auch nur bedingt hilfreich: Heimatforschern und interessierten Nichthistorikern wird indessen mit diesem Band zweifellos ein spannendes Quellenkorpus in leicht zugänglicher Form präsentiert.

Marburg

Malte de Vries

Christina Charlotte Randig (Hg.), *En chemin. Charlotte Sophie Gräfin Bentincks Reise im Jahr 1758. Reisetagebücher und Briefe an die Mutter. Transkription – Übersetzung – Erläuterungen*, Hannover: Wehrhahn 2021, ISBN 978-3-86525-897-7, 261 S., 10 Abb., geb. (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 144), 25,- €.

Unterwegs war Gräfin Bentinck (1715-1800), Urenkelin des Grafen Anton Günther von Oldenburg aus der Aldenburg-Linie und Tochter einer geborenen Landgräfin von Hessen-Homburg, oft in ihrem Leben. Von Varel aus quer durch Europa, wie es die adlige Oberschicht des 18. Jahrhunderts zwar gewohnt war, in ihrem Fall aber durch bestimmte Lebensentscheidungen unabdingbar wurde. Hinzu kamen umfangreiche Korrespondenzen mit Fürsten, sonstigen Adligen sowie etlichen Geistesgrößen ihrer Zeit, darunter Voltaire, den sie 1758 in der Schweiz besuchte. Mit ihrer unabhängigen, teilweise skandalträchtigen Lebensweise gehört Bentinck zweifellos zu den auffälligsten Frauengestalten des 18. Jahrhunderts. Aus ihrer 1733 im Alter von 17 Jahren aus Staatsräson geschlossenen Ehe mit dem niederländischen Adligen (und Gläubiger ihres Vaters) Wilhelm Bentinck, dem sie zwei Söhne gebar, brach sie im „Bedürfnis nach Selbstaufklärung und Emanzipation“ nach fünf Jahren aus. Sie lebte lange Jahre in einer Liaison mit Graf Albrecht Wolfgang von Schaumburg-Lippe in Bückeburg, auch in Wien und an anderen Höfen, und in späteren Zeiten – als Salondame gewissermaßen – vornehmlich in Hamburg, wo sie auch mit 85 Jahren starb: ein stark der Bildung und der Konversation bzw. dem Gedankenaustausch, aber auch langjährigen Prozessen um ihr Vareler Erbe und ihren Lebensunterhalt gewidmetes Frauenleben.

Das Familienarchiv der Bentincks im Archiv der Provinz Geldern (Arnheim), das bis 2016 erschlossen werden konnte, birgt eine reichhaltige Überlieferung zum Leben dieser Adligen, die ihre Korrespondenzen (25.000 Briefe), Tagebücher usw. sorgsam aufbewahrte und über die bereits viel geschrieben wurde. Man weiß um viele „Kavalierstouren“ männlicher Adliger aus der Zeit vor 1800. Reisetagebücher von Frauen sind hingegen wenig überliefert, obwohl man heutzutage dank einschlägiger Forschungen auch um viele Reiseanlässe und Reiseformen von Frauen weiß. So bot sich anhand der erhaltenen, rein privaten Notizen der bei Reisebeginn 43-jährigen Gräfin Bentinck die Möglichkeit, eine eigenständig geplante und durchgeführte Reise von Österreich (Start am 15. Mai in Wien) über Italien (Triest, Venedig, Mailand ohne Florenz

und Neapel), die Schweiz (Lausanne) und Frankreich (Nancy und Straßburg) ins württembergische Tübingen (Ankunft am 6. November) nachzuvollziehen. Von der Rückreise bis Wien fehlen die Notizen, doch helfen hier wie auch sonst Briefe, den Bericht zu vervollständigen. Die Reise fand im Übrigen während des Siebenjährigen Krieges statt, als nördlich von Wien die Auseinandersetzung zwischen Preußen und Habsburg bzw. den jeweiligen Verbündeten tobte. Begleitet wurde Bentinck von ihren beiden unehelichen Söhnen Karl von Donop und Karl Wilhelm Weisbrod, denen sie damit eine Bildungsreise ermöglichte, zwei weiteren Adelsöhnen und zwei Bediensteten.

Nach einer 28-seitigen Einleitung (Biographisches, Methodisches zur Transkription, Reisevorbereitungen usw.) bietet die Herausgeberin zunächst die deutsche Übersetzung des Tagebuchs (S. 41-157), in einem zweiten Teil die Transkription des französischen Originaltextes mit den französischen Briefen aus der Reisezeit an ihre Mutter Wilhelmine Marie, die im deutschen Teil an die chronologisch passende Stelle eingefügt wurden (S. 159-231). Aufgabe und Leistung der Herausgeberin war es, die oft notizenartige Reiseerzählung in geeignetem Maße durch einführende und verbindende Kommentare im Text und durch die Identifizierung von Menschen, Orten usw. in zahlreichen Anmerkungen in eine flüssige Darstellung einzubetten. Die Länge der Eintragungen variiert von kurzen Stichworten als Erinnerungsstützen bis zu längeren Beschreibungen. Amüsant beginnt der Reisebericht insofern, als zunächst Wünsche und Reisetipps von Wiener Bekannten notiert werden, die sich vornehmlich aus Italien verschiedene Sendungen wünschen – von Salmiakpastillen aus Venedig über Käse aus Parma bis hin zu einem Hund aus Bologna. Ganz eingenommen ist die Varelerin von der Schönheit der bergigen Steiermark. Anstrengend sind die Berge für Mensch und Tier (Postpferde). Nebenher frönt sie ihrem Hobby, nutzt die Zeit zum Kauf von Münzen für ihre später bekannte Sammlung, Versteinerungen oder „Altertümer“. Nach Maribor werden die Menschen unverständlich (Slawisch), aber die Postillione sprechen wenigstens deutsch. Vom wichtigen österreichischen Hafen Triest, auf dessen Handel usw. sie erstmals länger eingeht, führt die Reise per Schiff nach Venedig, die Kutsche getrennt auf einem größeren Schiff. Nicht genug bekommt sie „vom Schauspiel dieser Stadt“ bei Gondelfahrten und profitiert weiter von Empfehlungsschreiben aus Wien, trifft viele Italiener, ausländische Gesandte usw., nutzt das kulturelle Angebot (Oper usw.). Stolz ist sie z.B. auf den zuvorkommenden Empfang durch den Dogen. Ihre englischen Bekannten sind „glühende Preußen“, während sie Maria Theresia hochschätzt, wie sich aus vielerlei Stellen erschließt. Gerne geht sie auf das Landschaftsbild ein, vergleicht, findet bei Ferrara „fette Böden, wie unsere in Kniephausen“. Italiener haben es nicht unbedingt leicht, vor ihren Augen zu bestehen, da „alle Italiener wie die Zahnzieher schreien“. Umgekehrt hat die Schriftstellerin Lady Wortly Montagu bezeugt, dass ihr die reisende Gräfin in Venedig wie eine Romanfigur vorgekommen sei. In Reggio überbringt Bentinck als adlige Botin der achtjährigen Braut für Erzherzog Leopold einen Brief Maria Theresias, auch trifft sie einige Bekannte, wird hofiert. Dieselbe Zuvorkommenheit erlebt sie im spanischen Parma und im österreichischen Mailand, so dass „sich die Schweiz etwas Gutes wird einfallen lassen müssen, damit sie mich nach alledem noch amüsieren kann.“ Auf den Spuren ihres Großvaters Anton I. von Aldenburg wandelt sie in Turin, wohin diesen die Kavaliertour geführt hatte. Dort traf sie u.a. den österreichischen Minister Graf Mercy-Argenteau, der danach (nicht zuvor) österreichischer Gesandter in Paris wurde. Begeistert ist sie vom kurzfristig geplanten Besuch der Borromäischen Inseln im Lago Maggiore, wohin es auch heute noch viele Touristen zieht. Über einen schwierigen Pass (Mont Cenis) gelangt die Reisegruppe in die Schweiz, wo Gräfin Bentinck Voltaire und den Arzt und Naturforscher Albrecht von Haller besucht, hier natürlich ohne adlige Empfehlungsschreiben. Ihren länger gehegten Plan, sich in der Schweiz dauerhaft niederzulassen (!), gibt sie trotz der Angebote Voltaires auf. Die unhöfische Denk- und Lebensweise dort behagte ihr nicht, noch mehr störten die doppelt so hohen Lebenshaltungskosten wie in Wien, auch war der Wein schlecht... Die Stimmung ist am Boden – und „Lausanne ein Rattennest“. „Das berühmte Genf, das ich für das Paradies auf Erden gehalten hatte, Varel ist hundertmal besser“, und die Tirade ist noch nicht beendet. Die Stimmung hebt sich nur nach der Meldung des Sieges der Österreicher über die Preußen bei Hochkirch. Eine gewisse Atemlosigkeit zeichnet den Rückweg über

Elsass-Lothringen aus, wo die Reisegruppe vor allem Nancy und Lunéville (König Stanislaus Leszczyński, einen Bekannten ihrer Mutter) besucht. Aber auch in Lothringen sieht Bentinck keine neue Heimat für sich. Nächste und vorletzte größere Station ist Tübingen, wo sie ihre 4 Schützlinge studieren lassen will. Ihrer Mutter singt sie in einem Brief ein hohes Lied auf die Tübinger und ihre Universität. Die Reisekosten 1758, die weiteren Lebenshaltungskosten der Studenten in Tübingen, vor allem aber der höfische Lebensstil in Wien verlangten nach einem finanziellen Polster, das nach der Rückkehr nach Wien, wo sich auch der Prozess gegen Bentincks Ehemann hinzog, stark dahin schmolz. 1761 sollte dies sogar ihre förmliche Ausweisung aus Wien zur Folge haben. Nun trat Gräfin Bentinck mittellos ihre bis dahin „in jeder Hinsicht unseligste Reise“ an, nämlich nach Jever zu ihrer Mutter.

Die pensionierte Französisch-Lehrerin Randig, die an einem Gymnasium in Wilhelmshaven unterrichtet und über G. A. von Halem promoviert hat, hat in den letzten Jahren einige Beiträge zur Gräfin Bentinck geliefert, durch die sie, wie durch diesen Reisebericht, unsere Kenntnisse wesentlich bereichert. Am Ende mag dem Leser ein wenig der Kopf schwirren von der Vielzahl wichtiger und unwichtiger Personen, die Gräfin Bentinck getroffen hat. Andererseits sahen (hoch-)adlige Reisen, auch von Frauen, genau so aus: Man nutzte und schuf ein Netzwerk von Kontakten in ganz Europa, Kontakte, die das Reisen über so weite Strecken in jedem Fall erleichterten. Die zweisprachig interessierten Leser:innen werden ein wenig bedauern, dass die Texte nicht synoptisch, also nebeneinander abgedruckt wurden, da bei der Suche nach der Vorlage ein ständiger Wechsel zwischen den Teilen stattfinden muss. Dafür hat man im deutschen Teil den Vorteil von Überleitungstexten. Die Onlinestellung des Tagebuchs durch das Gelderse Archief ist geplant.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Winfried Röttepohl-Bahlmann, *Den Toten zum Gedächtnis – den Lebenden zur Mahnung. Eine Erinnerung an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges aus dem Ort Goldenstedt und den Bauerschaften Gastrup, Heide und Tange*, Goldenstedt: Selbstverlag der Gemeinde 2020, ohne ISBN, 468 S., zahlr. Abb., geb., 25,- € (erhältlich bei der Gemeinde Goldenstedt).

Den Schrecken des Krieges ein Gesicht geben. Das ist gerade vor dem Hintergrund aktueller Ereignisse ein wichtiges Anliegen von gesellschaftlicher Tragweite. Damit trifft das Buch von Winfried Röttepohl-Bahlmann unter dem Titel „Den Toten zum Gedächtnis – den Lebenden zur Mahnung“ gerade jetzt den Nerv der Zeit umso mehr. Es reiht sich ein in die inzwischen vier Bände umfassenden Publikationen des Autors zu den Schicksalen von Kriegsteilnehmern im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Der Fokus des ehemaligen stellvertretenden Bürgermeisters von Goldenstedt, der sich in den vergangenen Jahren der Erforschung der Ortsgeschichte gewidmet hat, liegt dabei immer auf den Ortschaften im Gebiet seiner Heimatgemeinde.

Im vorliegenden Band werden die Schicksale der Kriegsteilnehmer aus den Bauerschaften Gastrup, Heide, Tange und Goldenstedt – soweit nachvollziehbar – geschildert. Für den größten Ortsteil Goldenstedt hat Röttepohl-Bahlmann 35 gefallene bzw. vermisste Soldaten ausfindig gemacht, für Gastrup und Heide jeweils acht und für Tange vier Personen. Zahlreiche, in unterschiedlichen Institutionen liegende Quellen wurden für die vorliegende detailreiche Fleißarbeit herangezogen und beleuchten den militärischen Einsatz der Männer bis zu ihrem Ende fern der Heimat. Aufgrund der vorliegenden Daten, wie beispielweise der Angaben in den Sterberegistern des Standesamtes, ließen sich die Einsatzorte und Truppenbewegungen der Soldaten teils präzise rekonstruieren. Die einzelnen Schilderungen sind oft mit persönlichen Dokumenten, wie der Todesanzeige, darüber hinaus aber vor allem auch mit Lageplänen und Informationen zur Militär- und Regimentsgeschichte angereichert und illustrieren daher anschaulich das Kriegsgeschehen im Ersten Weltkrieg. Beispielsweise wird am Schicksal von Vizefeldwebel Hillen aus Goldenstedt, der mit 24 Jahren nach einer Verwundung am Oberschenkel im Juni

1918 in einem Feldlazarett an der Somme in Frankreich starb, auch der Einsatz von Krankenträgern im Gefecht beleuchtet. Die letzten Tage des Soldaten lassen sich anhand von abgedruckten Auszügen aus den ‚Erinnerungsblättern deutscher Regimenter‘ sowie aus Schilderungen der Gefechtshandlungen durch andere Militärangehörige erahnen. Am Ende eines jeden Artikels finden sich Quellenangaben sowie ein themenbezogenes Zitat.

Nicht alle im Buch beschriebenen Personen starben aufgrund unmittelbarer Gefechtseinwirkung, vielmehr erlagen einige auch Erkrankungen bzw. Infekten. Als Beispiel ist die Spanische Grippe zu nennen, die im Jahr 1918 in einer ersten Welle zahlreiche Todesopfer, so auch Personen aus dem vorliegenden Buch, forderte. Der Autor versteht es, die Einzelschicksale in den Gesamtkontext von Kriegs- und Zeitgeschichte zu setzen, vor allem bei Soldaten, zu denen wenig Privates bekannt ist. Zudem ergänzen Kapitel zu Wehrpflicht, Sanitätsdienst, Kriegsschauplätzen sowie die Erläuterung von militärischen Begrifflichkeiten den personenbezogenen, zentralen Teil des Buches inhaltlich sinnvoll. Auch weiter zurückreichende Kriegseinsätze von Goldenstedtern, wie beispielsweise im Deutsch-Französische Krieg 1870/1871, werden am Rande thematisiert.

Das im Vorwort genannte Ansinnen des Autors, „an das Leid, das der I. Weltkrieg über so viele Familien brachte, zu erinnern“, wirkt bereits durch das Äußere der Publikation, einen 468 Seiten umschließenden massigen, dunkelroten Hardcover-Leineneinband, auf den Leser. Entstanden ist ein informatives und umfangreiches Buch, das über ein Nachschlagewerk zur Personengeschichte mit Lokalkolorit weit hinausgeht. Lesenswert ist dieses Buch einerseits für Goldenstedter, denen einige Namen sicher noch etwas sagen. Darüber hinaus werden aber vor allem Personen, die sich für Militärgeschichte interessieren, auf ihre Kosten kommen.

Wardenburg

Romy Meyer

Rainer Stamm / Hermann Arnhold (Hgg.), *Wolfgang Heimbach [Katalog zur Ausstellung im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg und im LWL-Museum für Kunst und Kultur, Münster]*, Dresden: Sandstein 2022, ISBN 978-3-95498-679-8, 272 S., 152 Abb., geb., 29,- €.

Wolfgang Heimbach (ca. 1613–1679) ist eine spannende Figur der Kunstgeschichte, der die Internationalität des barocken Europas, die gegensätzlichen Kunstströmungen des Niederländischen und des Italienischen in sich vereint. Doch nicht nur in diesem Spannungsfeld zwischen niederländischem Realismus und carravaggeskem Hell-Dunkel ist Heimbach zu verorten: Aus dem provinziellen Norddeutschland stammend – gebürtig aus Ovelgönne im Kreis Wesermarsch – drang er bis in die barocken Kunstmetropolen Florenz, Rom und Neapel vor. Er arbeitete für Fürsten und kirchliche Würdenträger, fühlte sich aber auch in den eher niederen Gattungen der Malerei zu Hause, wie seine Genrebilder und Stillleben belegen. Eine weitere Besonderheit stellt seine Gehörlosigkeit dar. Barrierefreiheit war im 17. Jahrhundert natürlich noch längst kein handlungsleitendes Konzept der Politik und die Anstrengungen, die der gesellschaftliche Außenseiter Heimbach auf sich nehmen musste, um Respekt und Anerkennung zu finden, lassen sich aus der historischen Distanz kaum noch nachvollziehen. Vieles spricht dafür, dass sein Sehvermögen sensibler, seine künstlerische Ausdruckweise differenzierter und seine Bildsprache deutlicher wurden.

Ein schönes Beispiel dafür ist das aus Kassel entlehene *Mahlzeitstilleben mit Magd hinter einem Fenster*, das der gereifte Heimbach 1670 in Coesfeld gemalt hat. Malena Rotter führt dazu aus: „Mit großen runden Augen und hochgezogenen Brauen blickt die Magd durch das Fenster mit Gitter herein, welches sie vom üppig bestückten Tisch trennt. Die Scheibe ist auf der Höhe ihres rechten Auges zersprungen. Hielt das Glas dem durchdringenden Blick des Verlangens nicht stand? Ihre am unteren Fensterrand zu erkennenden Hände verweisen ferner auf den erwünschten Akt, das Ergreifen der Speisen und Getränke, und den damit verbundenen Genuss.“ (S. 244). Kein Zweifel: Heimbach ist ein beeindruckender Maler, der mit virtuosem Pinsel die

leisen, aber auch die lauten Töne anzuschlagen wusste. Seine Auftraggeber und Mäzene, darunter am Ende der Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen in Coesfeld, am Anfang Graf Anton Günther von Oldenburg und dazwischen die Medici, Papst Innozenz X. und der dänische König Frederik III., wussten dies offenkundig zu schätzen.

Schätzenswert ist nun auch der Katalog, der anlässlich der jüngsten Ausstellung „Wolfgang Heimbach“ erschienen ist. Der Band ist nicht nur vorzüglich illustriert, sondern macht durch seine überbordende Fülle an Detailaufnahmen dem barocken Maler alle Ehre. Die dunkel-farbigem, samtigen Stoffe, die Lichtreflexe auf metallischen Oberflächen (auch die Goldprägung auf dem Katalogeinband frönt spielerisch genau dieser barocken Schaulust) und erst recht die feinen Spitzenverzierungen der Damenkleider in oft nur wenigen Zentimeter großen Bildern können so fast besser genossen werden als im Original. Das ist natürlich kein Mangel, sondern im Kern selbst eine Referenz auf das barocke Bildkonzept: die medialen Möglichkeiten der Vermittlung umfassend auszuschöpfen, um sinnliche Überwältigung zu erreichen.

Überhaupt verdient dieser Katalog größtes Lob: einmal, weil er den in der Kunstgeschichte nicht immer ausreichend gewürdigten Heimbach in all seinen – zahlreichen – Stärken präsentiert. Und noch einmal, weil die flankierenden Essays die Lebensstationen des Künstlers, seine Gehörlosigkeit, seine künstlerischen Bezugspunkte (Niederlande und Italien), das Konzept des Reiseversus jenes des Hofkünstlers, Format- und Qualitätsfragen und abschließend einen Blick in die Provenienzforschung thematisieren und so ein Panorama entwerfen, das weder Künstlermonografie noch Künstlersozialgeschichte oder gar spezialisierter Expertendiskurs ist. Nein, dieser Ausstellungskatalog zeichnet ein differenziertes und facettenreiches Bild eines Künstlers, der selbst auf genau diese Vielfalt und Beweglichkeit seine bespiellose Karriere gegründet hat.

Um diesen Punkt zu erhellen, kehren wir deshalb nochmals zurück zum *Mahlzeitstillleben mit Magd hinter einem Fenster* und folgen den Überlegungen von Kristina Hoppe: „Je länger man das Gemälde betrachtet, desto vielschichtiger und interpretationsreicher wird es. Die Kombination aus einem Stillleben mit Speisen und Wein und einer Magd, die hinter einem Fenster auf die nicht zugängliche Tafel schaut, wird durch die zerbrochene Scheibe verbunden. Auf originelle Weise entsteht eine Mischform aus Genrebild und Stillleben. Die Verbindung beider Motive und die gleichzeitige Trennung der Magd durch das Fenster scheinen wie eine zeitgenössische Kritik an der gesellschaftlichen Ordnung, dem Ausschluss Einzelner aus der Gesellschaft.“ (S. 140). Vielleicht haben auch wir – die modernen Betrachterinnen und Betrachter – diese Sensibilität für Fragen gesellschaftlicher Inklusion und – allzu oft – unbewusster Barrieren erst erringen müssen, um die Modernität, Aktualität und Relevanz der Malerpersönlichkeit Wolfgang Heimbach gebührend ermessen zu können.

Dem Fachpublikum wird dieser Ausstellungskatalog aufgrund seiner umfangreichen Bibliografie (S. 258–268) ohnehin ein wichtiges Referenzwerk werden. Doch darf man dem Band aufgrund seiner vorzüglichen Vermittlungsarbeit auch und gerade über die Fachgrenzen hinaus eine interessierte Leserschaft wünschen.

Stapelfeld

Alexander Linke

Gregor Ulsamer / Heinrich G. J. Vieth, *Die Borkumer Walfang-Commandeure. Die Bedeutung des historischen Walfangs für die Insel Borkum und ihre Bewohner*, Borkum: Selbstverlag 2021, ISBN 978-3000687501, 327 S., geb., 29,80 €.

Gregor Ulsamer hat ein zweites wichtiges Buch zur Bedeutung der Insel Borkum bzw. ihrer Bewohner für den Walfang im 17. und 18. Jahrhundert vorgelegt. 2017 erschien seine Monographie „Borkumer auf Walfang“ (siehe Rezension im Oldenburger Jahrbuch 2020, die Besprechung ist im zu besprechenden Band am Schluss abgedruckt), die nun eine wichtige Ergänzung erfährt, denn im Folgeband werden alle zu ermittelnden Kommandeure in den Blick genommen. Für diese Fortsetzung seiner Forschungen hat sich Ulsamer mit Heinrich Georg

Johann Vieth einen gebürtigen Borkumer ins Boot geholt. Beide arbeiteten unabhängig voneinander zu diesem Thema und taten sich zusammen, um ihre Ergebnisse möglichst umfassend zu publizieren. Dass immer noch Fragezeichen und Zusätze bzw. Korrekturen möglich sind, wird offen eingeräumt; wie könnte es bei einer solchen umfassenden genealogischen Arbeit auch anders sein.

Denn dieses Buch beruht auf einer peniblen Auswertung nicht zuletzt genealogischer Quellen (insbesondere Borkumer und Amsterdamer Kirchenbücher). Einmal mehr beweist diese Studie, wie wichtig genealogische Forschungen für die Geschichtswissenschaft sind, denn nur durch die Rekonstruktion der mit dem Walfang beschäftigten Familien werden die Verflechtungen erkennbar, die weit über Borkum hinaus nach Amsterdam und Hamburg bzw. Altona sichtbar sind, wo Borkumer Walfänger eine neue Heimat fanden. Dies deutet schon an, dass die Insel selbst vom Walfang nur bedingt profitierte. Dass die Bedeutung der Borkumer Seeleute für die Grönlandfahrten enorm war, heißt eben nicht, dass diese Zeit, also insbesondere das 18. Jahrhundert, für die Insel ein „Goldenes Zeitalter“ war (vgl. S. 25-28).

Nach einer gediegenen Einleitung über die Bedeutung des Borkumer Walfangs nehmen die beiden Autoren zunächst die wichtigsten Borkumer Walfängerfamilien in den Blick, bevor sie dann die einzelnen Commandeure auflisten und über diese die wichtigsten Informationen zusammentragen. Dazu gehören neben den Namensformen und Lebensdaten die Jahre der ersten und letzten Ausfahrt, die Ehefrau mit Lebensdaten sowie die der Kinder. Soweit bekannt wird auch die Todesursache vermerkt. Aufgenommen sind zudem u.a. Beschäftigungsverhältnisse vor der Position als Commandeur oder die Fangergebnisse. Auf diese Weise werden 100 Commandeure alphabetisch geordnet vorgestellt (S. 35-103).

Umfangreicher ist dann der Abschnitt über die Ausfahrten Borkumer Commandeure nach den Fangjahren von 1643 bis 1803 (1815, 1863) (S. 104-272). Genannt werden hier u.a. die Namen der Schiffe und der Ausgangshafen. Es werden zudem zumeist politikgeschichtliche Zusatzinformationen für einzelne Jahre gegeben (so für 1661 die Konkurrenzsituation zwischen Emden und den Niederlanden), aber auch Quellen zitiert (so Berichte über Fangfahrten, siehe etwa für 1686). Es fällt auf, dass im 17. Jahrhundert die Borkumer Commandeure ausschließlich aus Emden unterwegs waren, im 18. Jahrhundert waren die Niederlande und dann auch Hamburg von Bedeutung, für Bremen sind nur für 1731 bis 1738 Fahrten Borkumer Commandeure nachweisbar (siehe die Tabelle der Ausfahrten S. 273-275). Ergänzt werden diese Ergebnisse durch drei Aufsätze von Hans Linke und Pieter Dekker (Nachdrucke aus Zeitungen) und Gregor Ulsamer über eine Rettung aus einer Eiskatastrophe im Jahre 1777.

Gregor Ulsamer und Heinrich Vieth haben der Forschung einen großen Dienst erwiesen. Dieser ist Ergebnis einer wahren Kärnerarbeit, die wiederum in Verbindung zu weiteren Quellen sicherlich zu neuen Ergebnissen über den Walfang in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert führen wird. Die Forschung wird sie hoffentlich dankbar annehmen.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Maria Anna Zumholz / Michael Hirschfeld (Hgg.), *Joachim Kuropka, Streitbarer Historiker und engagierter Geschichtsvermittler*. Fest- und Gedenkschrift zum 80. Geburtstag, Münster: Aschendorff 2021, ISBN 978-3-402-24794-5, 311 S., zahlr. Abb., geb., 28,- €.

Am 22. Februar 2021 verstarb nur wenige Monate vor seinem 80. Geburtstag im westfälischen Borken Joachim Kuropka. Der langjährige Professor für Neueste Geschichte an der Universität Vechta sollte von seinen Schülern, Freunden und Wegbegleitern eigentlich zu seinem runden Geburtstag mit einer Festschrift geehrt werden. Doch aus der geplanten Fest- ist nun eine Gedenkschrift geworden, in der die verschiedenen Facetten von Kuropkas reichhaltigem Wirken in Wissenschaft und Hochschulpolitik nun unter gewandelten Vorzeichen beleuchtet werden. Die beiden Herausgeber, Maria Anna Zumholz und Michael Hirschfeld, machen es sich zur

Aufgabe, eine erste Bilanz von Kuropkas Leben und seiner nahezu ein halbes Jahrhundert andauernden, engagierten Beschäftigung mit der Geschichte zu ziehen. Den Auftakt liefert Michael Hirschfeld mit einer Skizze von Kuropkas Biographie, seiner Persönlichkeit, seinen großen wissenschaftlichen Projekten, Kämpfen und Forschungsschwerpunkten. Dabei zeichnet er ein sehr ehrliches Lebensbild seines akademischen Lehrers. Die Qualitäten und Stärken des rastlosen Historikers werden selbstredend erläutert, doch auch seine Fehler und Schwächen nicht verschwiegen. Der mit seiner Familie aus Schlesien Vertriebene gelangte nach einer Zwischenstation in Oberfranken in das westfälische Münster der Nachkriegszeit. Hier legte er mit dem Studium der Geschichtswissenschaft, Germanistik und Politikwissenschaft den Grundstein seiner Karriere und promovierte bei Gerhard Ritter, wobei jedoch kein besonderes Näheverhältnis zu seinem Doktorvater bestand. Mit der Berufung nach Vechta im Oldenburger Münsterland profitierten nicht nur seine Forschungen, sondern auch der Hochschulstandort und die Wissensvermittlung in der Region.

Insbesondere zwei Leuchtturmprojekte ragen bei Kuropka hervor: Zum einen ist der sog. „Kreuzkampf“ im Oldenburger Münsterland, der katholische Widerstand gegen die NS-Attacken auf den Katholizismus und die NS-Schulpolitik, als ein Projekt anzuführen, das überregionale Beachtung erfuhr. Damit etablierte Kuropka den Kreuzkampf durch zahlreiche Publikationen und eine Wanderausstellung zusammen mit seinen Mitstreitern als einen niedersächsischen Erinnerungsort, lange bevor das Konzept von Pierre Nora seine enorme Breitenwirkung entwickelte. Zum anderen ist zweifelsohne Kuropkas Galen-Forschung als dessen Spezialgebiet hervorzuheben, die mit der 2005 erfolgten Seligsprechung des „Löwen von Münster“ verbunden bleiben wird. Unumwunden ist Hirschfeld zuzustimmen, dass es äußerst bedauerlich ist, dass es Kuropka verwehrt blieb, eine Biographie zu Kardinal von Galen zu verfassen. Mit Ausnahme seiner Dissertationsschrift veröffentlichte Kuropka keine weitere eigenständige Monographie – recht ungewöhnlich für einen Vertreter der akademischen Geschichtswissenschaft. Daneben stehen zwar die weit mehr als 300 Veröffentlichungen, die Maria Anna Zumholz zusammengetragen hat, doch hätte der Galen-Debatte eine durchdachte, ohne sich in Details verlierende, kritische Biographie aus der Feder Kuropkas gutgetan. Dies gilt umso mehr, als die Bewertung Kardinals von Galen lange die gelehrten Kreise verlassen hat und in der breiten Öffentlichkeit ausgetragen wurde und wird. Um das Vermächtnis Kuropkas fortzuschreiben, könnte sich die Öffnung der Dokumente zum Pontifikat Papst Pius' XII. im Vatikanischen Apostolischen Archiv anbieten. Zwar schob er viel beachtete Projekte und Ausstellungen an, die Kuropka stets im Team bearbeitete, doch blieb er in seiner Zunft eher ein Außenseiter. Die Auseinandersetzungen unter den Gelehrten, vor allem mit Rudolf Morsey, werden von Hirschfeld ausführlich dargelegt. Der konservative und im katholischen Glauben verankerte Kuropka besaß die Gabe zur pointierten Formulierung und konnte in einer Debatte ein streitbarer Kopf sein, an dem auch Freundschaften mit Kollegen zerbrachen.

Verdienstvoll ist die von Maria Anna Zumholz verantwortete Zusammenstellung des Schriftenverzeichnisses Kuropkas, seiner betreuten Promotionen und Habilitationen sowie seiner Mitgliedschaften in den verschiedenen wissenschaftlichen Vereinigungen. Ein wesentliches Herzensanliegen Kuropkas, die Vermittlung von Wissen in die Breite der Gesellschaft, wird unter anderem an seinen Vorträgen und zahlreichen Interviews deutlich. Den Hochschulpolitiker Kuropka würdigt Wilfried Kürschner, der den Kampf für den Erhalt des Hochschulstandorts Vechta gegen die Auflösungspläne des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Gerhard Schröder anhand vieler Zeitdokumente wiederaufleben lässt.

Welches Fazit ist zu ziehen? Was bleibt vom streitbaren Historiker und engagierten Wissensvermittler Joachim Kuropka? Für die Universität Vechta und den deutschen Katholizismus setzte er in vielerlei Hinsicht wichtige Impulse. Der Kreuzkampf als Protest gegen den Nationalsozialismus und die Erforschung Kardinal von Galens sind zwei Pfeiler, die über das Leben Kuropkas hinausragen, genauso wie der engagierte Einsatz für den Hochschulstandort Vechta. Hirschfeld und Zumholz setzen ihrem akademischen Lehrer kein goldenes Denkmal – und treffen damit den richtigen Ton.